

Christa Wolf, Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert

Zum Porträt einer Generation¹

Christiane Micus-Loos

„Ich erinnere mich ... oder ich werde erinnert durch etwas, das mir quersteht [...] oder [...] darauf wartete, erinnert zu werden. Diese und weitere Fallstricke bringen uns ins Stolpern.“ (Grass 2001, 27). Noch ist es unklar, was dem 1926 geborenen Literatur-nobelpreisträger Günter Grass „querstand“ und ihn veranlasste, in seinem Erinnerungsbuch „Beim Häuten der Zwiebel“ (Grass 2006b) und vorab in einem Zeitungsinterview (vgl. Grass 2006a) nach mehr als 60 Jahren davon zu sprechen, dass er nicht – wie er immer behauptet hatte – als Flakhelfer am Zweiten Weltkrieg beteiligt war, sondern sich als Fünfzehnjähriger noch als Hitlerjunge freiwillig zu den U-Booten gemeldet hatte und mit siebzehn eingezogen und dann Mitglied der Waffen-SS wurde.

Auf die Frage, warum er erst jetzt davon erzähle, erklärte Grass: „Das hat mich bedrückt. [...] Das musste raus, endlich. [...] Es war mein eigener Zwang, der mich dazu gebracht hat“ (Grass 2006a, 33). Sein Schweigen ist ihm, der sich gegen die „Bewältigung“ der nationalsozialistischen Vergangenheit wehrte und dem Ruf nach Normalisierung entgegentrat, selbst „Makel“ (Grass 2006a, 33) gewesen. Nun stößt dieses Schweigen auf Unverständnis und wird ihm kritisch vorgehalten. Ungeachtet einer Bewertung des späten Grass'schen Bekenntnisses und der damit verbundenen Diskussionen offenbaren die Veröffentlichung des Buches und die evozierten Fragen, warum er mehr als 60 Jahre geschwiegen habe und sich nun gerade jetzt erinnere, aus welchem Grund er sich zu seinem Erinnerungsbuch entschieden und wie sich die dem Buch zugrunde liegende Erinnerungsarbeit vollzogen habe, doch vor allem die Bri-

¹ Die Entstehung des Beitrags steht in unmittelbarer Verbindung zu meinem Habilitationsprojekt, bei dem ich Konstruktionsprozesse generativer Identitäten im Spiegel deutscher Autobiographien des 20. Jahrhunderts untersuche. Vor dem Hintergrund des Konzeptes der Generationenlagerung von Karl Mannheim (1928/29) interessieren mich vor allem die autobiographischen Schriften von Autorinnen und Autoren, die der Generationslagerung der um 1920, der um 1945 Geborenen und der um 1970 Geborenen angehören. Diese drei Generationen sind durch historische Ereignisse geprägt, die entscheidende Einschnitte des politischen, sozialen, kulturellen und ökonomischen Lebens im 20. Jahrhundert markieren. Für die um 1920 Geborenen ist dies der Zweite Weltkrieg, für die um 1945 Geborenen die 68er Bewegung sowie der Prager Frühling und für die um 1970 Geborenen die „Wende“. Autobiographien eignen sich im Besonderen für die Analyse generativer Identitäten, weil sich in ihnen das Verhältnis von individueller Lebensgeschichte und Eingebundensein in gesellschaftliche Strukturen genauer analysieren lässt. Auf der Grundlage ausgewählter Autobiographien soll das Typische dieser kollektiven „Generationen-Gedächtnisse“ (Assmann 2002, 50) der um 1920, 1945 und 1970 Geborenen herausgearbeitet werden. Hierbei werden innerhalb der Generationenkategorie auch die Kategorien Geschlecht, Ost-/Westzugehörigkeit und Jahrgang berücksichtigt.

sanz und die Bedeutung gegenwärtiger Erinnerungen an (politische) Ereignisse in der jüngsten deutschen Geschichte.

Dies gilt insbesondere für diejenigen, die – mit Karl Mannheim (1928/29) gesprochen – der „Generationslagerung“² der um 1920 Geborenen (1920-1930) angehören. Für sie stellt der Zweite Weltkrieg das prägende „historische Ereignis“³ ihrer Jugend dar.

Wenn im Folgenden mit den Autobiographien von Christa Wolf (geb. 1929), Carola Stern (geb. 1925), Günter de Bruyn (geb. 1926) und Günter Kunert (geb. 1929) die Erinnerungen von vier herausragenden Persönlichkeiten dieser Generation untersucht werden, die auch als „Kriegskinder“⁴, „Flakhelfer-Generation“ (Bude 1987; Schörken 1984), „HJ-Generation“ (Klönne 1995; Rosenthal 1986) oder „skeptische Generation“ (Schelsky 1963) bezeichnet worden ist, so geschieht dies mit der Überzeugung, „dass die Autobiographie am Ende des 20. Jahrhunderts jenseits einer Dialektik von Sprache und Leben, Dichtung und Wahrheit zu denken ist. Das als Bedingung ihrer selbst anerkannte Wissen um die Sprachlichkeit *aller* Realität verleiht der sprachlichen Setzung des autobiographischen Ichs eine neue Verbindlichkeit“ (Wagner-Egelhaaf 2000, 201), durch die die Autoren zu Zeugen werden, die das von ihnen Erlebte erzählen und so dem Gedächtnis der Nachwelt erhalten. „Wer sich seiner Vergangenheit nicht erinnert, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen“, so Christa Wolf in ihrem autobiographischen Roman „Kindheitsmuster“.

Nicht nur sie, sondern auch Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert betonen die Notwendigkeit der Erinnerung, um sich mit ihrer eigenen Vergangenheit kritisch auseinanderzusetzen sowie den nachfolgenden Generationen Auskunft und Rechenschaft zu geben.

2 Zentral für das Konzept der Generationen bei Karl Mannheim (1928/1929), der den Generationenbegriff in Analogie zum Klassenbegriff konzipiert, ist die begriffliche Trias von Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit. Unter „Generationslagerung“ versteht Mannheim die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer Altersgruppe im historisch diskontinuierlichen Zeitraum, aus der sich allerdings sehr unterschiedliche Wahrnehmungs- Urteils-, Deutungs- und Handlungsmuster ergeben können. „Generationszusammenhang“ ist mehr als die „bloße Präsenz in einer bestimmten historisch-sozialen Einheit“ (Mannheim 1964, 542). Sie meint die gemeinsame Betroffenheit und „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen dieser historisch-sozialen Einheit“ (ebd.). Wenn sich ein historischer Generationszusammenhang hergestellt hat, können sich auf dieser Basis noch kleinere Generationseinheiten herausbilden. Diese sind dadurch charakterisiert, „dass sie nicht nur eine lose Partizipation verschiedener Individuen am gemeinsam erlebten, aber verschieden sich gebenden Ereigniszusammenhang bedeuten, sondern dass sie ein einheitliches Reagieren, ein im verwandten Sinne geformtes Mitschwingen und Gestalten der gerade insofern verbundenen Individuen einer bestimmten Lagerung bedeuten“ (Mannheim 1964, 547). Die enge Konnotation von Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit zeigt, dass historisch gleiche Ausgangslagen keineswegs zu gleichen Praktiken und Habitualisierungen führen müssen – in Anlehnung an Wilhelm Pinder spricht Mannheim von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (Mannheim 1964, 517).

3 In Anlehnung an Wilhelm Pinder geht Mannheim davon aus, dass vor allem historische Ereignisse in der Jugendphase für den Menschen prägend sind; das heißt aber nicht – wie Mannheim häufig vorgeworfen wird –, dass mit der Jugendphase sämtliche Lern- und Bildungsprozesse abgeschlossen sind: „Es ist weitgehend entscheidend für die Formierung des Bewusstseins, welche Erlebnisse als ‚erste Eindrücke‘, ‚Jugenderlebnisse‘ sich niederschlagen“ (Mannheim 1928/29, 181). Zu den Schwierigkeiten, die mit dieser Kopplung von historischem Ereignis, Lebensalter und Geburtsjahr verbunden sein können, vgl. Zinnecker 2003.

4 Der Begriff „Kriegskindergeneration“ wird aufgrund seiner zurzeit inflationären, aber sehr unspezifischen Verwendung in diesem Beitrag vermieden. Vgl. Lessing 1984; Lorenz 2003; Preuß-Lausitz/Büchner/Fischer-Kowalski 1983.

In Anerkennung der Tatsache, dass historisches Faktum und Fiktion keine Gegensätze sind, wird es nicht um die Frage gehen, ob es sich bei den Autobiographien um objektive Rekonstruktionen der Ereignisse handelt, vielmehr steht die Erinnerungsarbeit der vier Autoren im Mittelpunkt. Mit Erinnerungen sollen in Anlehnung an Aleida Assmann und Ute Frevert (1999) die „einzelnen und disparaten Akte der Rückholung oder Rekonstruktion individueller Erlebnisse und Erfahrungen“ (35) bezeichnet werden.

In einem *ersten Schritt* werden zunächst die Anfänge der einzelnen autobiographischen Schriften kurz analysiert. Dies eröffnet einen Einstieg in die individuelle Lebensgeschichte der autobiographischen Subjekte. Darüber hinaus kommt dem Anfang eine besondere Bedeutung für das Verständnis der gesamten autobiographischen Erzählung zu: Seine Analyse schenkt wesentliche Einsichten in den Beginn eines Erinnerungsprozesses.⁵ Die Frage, *wann*, *warum* und *wie* sich die Autorinnen und Autoren erinnern, schließt sich dieser Analyse des Anfangs an. Der Grund und der Anlass des Erinnerns sowie der Reflexion im autobiographischen Schreiben werden dargestellt.

Es geht mir weniger um den Aspekt der Konstruktion bzw. um die Frage der Authentizität von Erinnerungen in Autobiographien, sondern um die Beschreibung der Erinnerungsprozesse in den ausgewählten Autobiographien sowie den mit Erinnerungsvorgängen verbundenen Anstrengungen, die von den Autoren beschrieben werden. Die Frage, *ob* und *wie* sich das autobiographische Ich durch „authentische“ Erinnerungsarbeit beispielsweise bezüglich eigener Täterschaft, erfahrener Verluste von Familienmitgliedern oder auch generationaler Konflikte konstituiert und stabilisiert, ist von zentraler Bedeutung.

In einem *zweiten Schritt* geht es zunächst darum, die vier ausgewählten Autobiographien miteinander zu vergleichen, Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede herauszustellen. Die Ebene der individuellen Lebens- und Bildungsgeschichten der autobiographischen Subjekte wird zugunsten der Beschreibung eines kollektiven „Generationen-Gedächtnisses“ (Assmann 2002, 50) verlassen. Lassen sich in den autobiographischen Schriften der Generationenlagerung der um 1920 Geborenen wiederkehrende Themen und Motive feststellen, die diese Generation auszeichnen? Lässt sich etwas Typisches dieser Generationslagerung der um 1920 Geborenen herausarbeiten? Die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer Altersgruppe – „Generationslagerung“ – sagt nach Mannheim noch nichts darüber aus, ob sich ein Generationszusammenhang, eine gemeinsame Betroffenheit und „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen dieser historisch-sozialen Einheit“ (Mannheim 1964, 542) herausbildet.

⁵ In Anlehnung an die Auswertung narrativ-biographischer Interviews nach Gabriele Rosenthal (2000) wird davon ausgegangen, dass dem Anfang einer autobiographischen Erzählung eine besondere Bedeutung für das Verständnis des gesamten Werkes zukommt (vgl. auch die Arbeiten zur Bedeutung von Anfängen von Bernold 1993, 1994; de Bruyn 1995, 24 f.; Segebrecht 1989).

Im Rahmen meiner Habilitation werden die Anfänge jeder Autobiographie in Anlehnung an die Methode der Objektiven Hermeneutik nach Oevermann ausgewertet. Ohne Hintergrundwissen der jeweiligen Autobiographie und des Autors werden die Anfänge Wort für Wort – zumeist ist dies in Forschungskolloquien unter der Leitung von Prof. Dr. Yvonne Schütze realisiert worden – analysiert, um daraus möglichst viele verschiedene und plausible „Lesarten“ zu entwickeln. Eine solche Analyse würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen.

In Wolfs „Kindheitsmuster“ hat es sehr verschiedene Anfänge gegeben – am Ende waren es 38 –, so dass der von ihr schließlich gewählte Beginn an Tragweite gewinnt (vgl. Wolf 2005, 18 f.; Viollet 1989, 101-113).

Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen steht der Versuch einer Beschreibung eines Generationenporträts der um 1920 geborenen Autoren abschließend im Mittelpunkt der Betrachtung.

1. Erinnerungsarbeit in vier ausgewählten Autobiographien des 20. Jahrhunderts

1.1 Christa Wolf (*1929) – Schreiben als Annäherung an das kindliche Ich

Christa Wolfs autobiographischer Roman⁶ „Kindheitsmuster“ erscheint 1976⁷ und beginnt nach Vorrede und Gedicht von Pablo Neruda aus dem „Buch der Fragen“⁸ mit folgenden Worten:

Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen.⁹ Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd“ (Wolf 1979, 11).

Es scheint paradox: Was eben noch war und nun vergangen ist, soll „nicht [einmal] vergangen“ sein? Was ist dann aber geschehen bzw. wie ist das, was geschehen ist, zu verstehen? Hat sich – mit Augustinus gefragt – das, was aus Gegenwart zu Vergangenheit wird, in irgendein „Versteck“ (Augustinus 1987, 637)¹⁰ zurückgezogen? Der zweite Satz der Autobiographie gibt Aufschluss. Denn hier ist das Vergangene nicht mehr Subjekt, sondern Objekt. Subjekt sind wir selbst. Wer aber verbirgt sich hinter dem Personalpronomen „wir“? Wer spricht im zweiten Satz? Die Autorin? Ihre Generation? Die Leserinnen und Leser dieser Zeilen? Die Menschen im Allgemeinen?

Das Vergangene bleibt. Seine Qualität ändert es nicht von sich aus. Wir sind es, die es verändern, indem wir es abtrennen von uns, seinem Bezugspunkt. Wir stellen uns fremd, so als ob wir nicht dazugehörten, als ob wir losgelöst von der Geschichte existierten, die wir doch selbst sind, so als ob sich das, was geschah, einfach abschließen, beenden, ja abtöten ließe. Das Vergangene ist jedoch nicht tot und wird es auch nie sein. Es wirkt weiter, prägt Gegenwart und Zukunft und meldet sich – meist unangemeldet – zurück. Augustinus hat in seinen *Confessiones* die Gegenwart des Vergangenen als „Erinnerung“ bezeichnet (Augustinus 1987, 643). Hiermit ist das zentrale Thema des autobiographischen Romans von Christa Wolf benannt: die Erinnerung.

Mit dem Vergangenen ist vor allem die Geschichte des Nationalsozialismus gemeint, in der das Kind Nelly Jordan, wie Christa Wolf 1929 in Landsberg an der Warthe geboren, heranwächst. Diese Vergangenheit ist, so die Autorin, weder tot

6 In die Debatte, in welche Gattungszugehörigkeit „Kindheitsmuster“ von Christa Wolf einzuordnen sei, möchte ich in diesem Beitrag nicht einsteigen. Ohne Zweifel hat das Buch mit der Biographie der Autorin zu tun, auch wenn es nicht nur als Biographie Christa Wolfs zu lesen sein soll, sondern auch Grundmuster des Aufwachsens im Faschismus zu beschreiben versucht – deshalb der Titel „Kindheitsmuster“.

7 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Christa Wolf: Kindheitsmuster, Frankfurt am Main/Wien/Zürich 1979 (Büchergilde Gutenberg).

8 Dass nicht nur Christa Wolfs, sondern auch Carola Sterns und Günter Kunerts Autobiographie mit einem Zitat beginnen, bedarf einer gesonderten Analyse, die in diesem Beitrag nicht geleistet werden soll.

9 Der erste Teil dieser Eingangssequenz „Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen“ ist ein Zitat aus William Faulkners „Wilde Palmen“ (1962).

10 Das Motiv des Verstecks findet sich auch in der Autobiographie Wolfs (vgl. Wolf 1979, 549).

noch vergangen; sie wirkt in die Gegenwart hinein; sie ist nicht abgeschlossen, sondern immer noch Teil der Geschichte. Dass dieser Teil der Geschichte abgetrennt werden muss und „wir“ uns häufig „fremd stellen“, verweist auf die Abwehrhaltung und Schwierigkeit, sich mit dem Nationalsozialismus angemessen auseinanderzusetzen. Sich „fremd stellen“ scheint leichter, als eigene Verstrickungen und Identifizierungen zuzugeben. Der Gebrauch der Pronomina „wir“ verweist auf eine kollektive Haltung und die Verwendung der Präsensform auf die Aktualität dieses problematischen Umgangs mit Geschichte.

Der zweite Satz dieses Anfangs „Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd“ kann aber im übertragenen Sinn auch als Hinweis auf die von der Autorin gewählte Erkenntnismethode verstanden werden (vgl. Chen 1991, 67 f.). Die eigene Erfahrung lässt ihr nur die folgende Alternative: „[S]prachlos bleiben oder in der dritten Person leben, das scheint zur Wahl zu stehen. Das eine unmöglich, unheimlich das andere“ (Wolf 1979, 11). Die Autorin entscheidet sich angesichts dieses Dilemmas, das „Unheimliche“ in Kauf zu nehmen. Sie vermag nur dadurch aus der eigenen Sprachlosigkeit herauszutreten, dass sie sich von ihrer Vergangenheit distanziert und sich fremd stellt, indem sie die eigene Lebensgeschichte einer dritten Person namens Nelly zuschreibt, von der sie in der dritten Person spricht. Der Akt des Schreibens bleibt durch dieses Fremdheitsgefühl, das die Autorin der Autobiographie in der dritten Person gegenüber ihrem früheren Ich empfindet, unheimlich und ambivalent.

Warum aber begibt sich die Autorin auf den unabsehbaren Weg aus der Sprachlosigkeit? Anlass ist eine mehrtägige Reise am zweiten Wochenende im Juli 1971 mit ihrem Mann H., ihrer Tochter Lenka und ihrem Bruder Lutz zum Ort ihrer Geburt und Kindheit mit dem Ziel, das Vergangene wieder zu finden, das „nicht tot [ist]“ (Wolf 1979, 11). Die Wiederbegegnung mit Landsberg, ihrem Geburtsort, initiiert das „Kreuzverhör mit dir selbst“ (ebd.).¹¹ Wer auf die Idee dieser gemeinsamen Reise gekommen ist, bleibt offen, aber es ist nicht die Autorin selbst: „es [gab, Anm. d. Verf.] den Vorschlag [...] und du stimmtest zu [...] obwohl du dir wiederholtest, dass es nicht nötig wäre. Aber sie sollten ihren Willen haben“ (Wolf 1979, 12).

Die Reise an all die vergangenen Orte biographischer Bedeutung bringt nicht nur Schrecken angesichts dessen, „was man verlieren kann, allmählich, ohne es zu vermissen“ (Wolf 1979, 116), sondern auch unerwartet freudiges „Heimweh“ (Wolf 1979, 115). Es schenkt der Autorin die „volle Sehkraft“ (Wolf 1979, 115) zurück. Die Erinnerung mag zwar im „objektive[n] Stil [...] nicht gelingen“ (Wolf 1979, 222), hat aber eine hohe subjektive Authentizität. Sie macht sehen: „Du konntest wieder sehen. Farben, Formen. Die Landschaft, wie sie aus ihnen gemacht ist“ (Wolf 1979, 116).

Zwei weitere Zeit- und Handlungsebenen treten in Gestalt der Kindheit (1931-1946) sowie der Gegenwart des Schreibens (1972-1975) neben diese Gegenwart der Reise (1971).¹² Die genaue Angabe des Datums, an dem Christa Wolf mit dem

11 Der Erinnerungsraum der Kindheit und Jugend wird immer wieder von der Gegenwart des Lebens und Schreibens der Autorin her betreten, so dass man auch eine Selbstbeobachtung ihrer späteren Haltung hätte erwarten können. Ins ‚Kreuzverhör‘ genommen werden aber nur die Verhaltensmuster der Kindheit, jedenfalls gilt ihnen die ganze Intensität ihres Erzählens und Schreibens.

12 Somit tritt an die Stelle einer Linearität des Erzählens ein einzigartiges Geflecht dieser drei Zeitebenen. Ich, die Autorin Christa Wolf, das schreibende Subjekt - du, das erinnernde Subjekt - und sie, Nelly, das erinnerte Subjekt. „Ich, du, sie, in Gedanken ineinanderschwimmend, sollen im ausgesprochenen Satz einander entfremdet werden“ (Wolf 1979, 11) (vgl. auch Chen 1991; Viollet 1989).

Schreiben ihrer Autobiographie beginnt, jener „trübe 3. November des Jahres 1972“ (Wolf 1979, 11), lässt sich nur im Zusammenhang mit der unternommenen Reise analysieren, die zu diesem Zeitpunkt ein Jahr und fünf Monate zurückliegt. Es handelt sich um einen erneuten Anlauf, die eigene Lebensgeschichte schriftlich festzuhalten. Frühere Ansätze waren gescheitert. Auch wenn die „Schwierigkeiten“ (Wolf 1979, 11) nicht näher erläutert werden, mit denen die Autorin in den vorangegangenen eineinhalb Jahren umzugehen lernen musste, geben doch Formulierungen wie „Versuch[e], dich zu verschanzen“ (Wolf 1979, 11) zumindest Hinweise: Es sind die Schmerzen und Anstrengungen, die mit den Erinnerungen einhergehen. Im Laufe der Biographie zeigt sich immer wieder, dass der mit dem Aufsuchen von vergangenen, ehemals vertrauten Orten in Gang gebrachte Prozess des Sich-Erinnerns sowie der Versuch, Erinnerung in Sprache zu fassen, von sich verändernden Schwierigkeiten gekennzeichnet ist.

Worin aber ist diese Auseinandersetzung mit der eigenen Erinnerung begründet? Welche Motivation drängt die Erzählerin, sich über diese Widerstände hinwegzusetzen?

Die dem „Buch der Fragen“ von Pablo Neruda entnommene Frage „Wo ist das Kind, das ich gewesen, ist es noch in mir oder fort?“ (Wolf 1979, 9), die dem autobiographischen Roman vorangestellt ist, gibt einen ersten Hinweis. Die Suche nach dem kindlichen Ich bzw. die Bemühung, sich ihm zu nähern, durchzieht wie ein roter Faden das „verfilzte [...] Geflecht“ (Wolf 1979, 345) der unterschiedlichen Handlungsebenen. Die Frage offenbart nicht nur eine innere emotionale Distanz, ein Fremdheitsgefühl zwischen Autorin und dem Kind in ihr, sondern den Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart, den Verlust bzw. den Schwund der eigenen Identität (vgl. Wolf 1987, 814). Die Tatsache, dass beides nicht (mehr) als eine lineare Lebensgeschichte erfahren wird, nötigt zum autobiographischen Schreiben: „Schreibend zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit vermitteln, sich ins Mittel legen. Heißt das: versöhnen? Mildern? Glätten? Oder: Eins dem anderen näher bringen? Der heutigen Person die Begegnung mit jener vergangenen möglich machen, vermittelt geschriebener Zeilen?“ (Wolf 1979, 222) So wird die Autobiographie in ihrem Anliegen, dem Kind namens Nelly nachzuspüren, zu einer letzten „Such- und Rettungsaktion nach [dem Kind in ihr]“ (Wolf 1979, 16f.). Schreibend versucht die Autorin, aus der langen Sprachlosigkeit herauszutreten und sich der eigenen Kindheit zu erinnern.

Diesen Prozess nicht von seinem Ende her zu sehen, sondern „als einen Vorgang, der das Leben unaufhörlich begleitet, es mitbestimmt, zu deuten versucht“ (Wolf 1987, 780), hat Christa Wolf gefordert: „Ein Vorgang, der auch gewisse Teilergebnisse hervorbringt.“ Das Charakteristikum dieser schreibenden Erinnerungsarbeit ist es auch, dass eigene Erinnerungen an vielen Stellen durch andere Dokumente wie zum Beispiel durch das Studium des General-Anzeigers korrigiert werden (vgl. Wolf 1979, 195 f.). Vor diesem Hintergrund fehlerhafter Erinnerung thematisiert die Autorin immer wieder das Vermögen des menschlichen Gedächtnisses und seine Grenzen sowie die Schwierigkeiten, das Erinnerte in Worte zu fassen. Das Gedächtnis, zwar „wehrlos, wenn man seinen wunden Punkt getroffen hat“ (Wolf 1979, 32), arbeitet nach dem „Inselprinzip“ (Wolf 1979, 16) „und dessen Auftrag lautet: Vergessen! Verfälschen!“ (ebd.). Welche Anstrengung mit Erinnerungsarbeit verbunden ist, kommt bei kaum einer anderen Autobiographie so deutlich zum Ausdruck wie bei

Christa Wolf. Erinnerungsarbeit wird verglichen mit einem „Krebsgang“,¹³ mühsam rückwärts gerichtete Bewegungen. Immer wieder muss die „Energie“ (Wolf 1979, 99) aufgebracht werden, Erinnerungen nicht zu verdrängen. „Nicht davon reden. [...] Weil es nämlich unerträglich ist bei dem Wort ‚Auschwitz‘ das kleine Wort ‚ich‘ mitdenken zu müssen: ‚ich‘ im Konjunktiv Imperfekt: Ich hätte. Ich könnte. Ich würde. Getan haben. Gehorcht haben.“ (Wolf 1979, 312)

Nicht immer lässt sich die Erinnerung korrigieren. Bisweilen muss schmerzhaft das gänzliche Ausbleiben der Erinnerung erkannt und sich eingestanden werden, wie zwei Beispiele verdeutlichen: „Das Gedächtnis, auf die rechte Weise genötigt [...] liefert Indizien für Bruderzwist, Bruderverrat und Brudermord, rückt aber ums Verrecken kein Bild der schwangeren Mutter heraus, keins von dem neuen Kind an der Mutter Brust. Keine Erinnerung an die Geburt des Bruders.“ (Wolf 1979, 27) Zum Zweiten beobachtet Nelly, Führerin der Jungmädelsgruppe, eine Kolonne und ist entsetzt über ihr Gedächtnis, das gerade dort versagt, „wo sie sich so sehr identifiziert“ (Wolf 1979, 312). „Die Rücken der Kolonne. Das Straßenpflaster. Die Häuserfronten. Aber kein einziges Gesicht. Das Gedächtnis versagt auf unglaubliche Weise, man muss sagen, peinliche Weise. Auch kein Name mehr, weder von Vorgesetzten noch von Untergebenen.“ (Wolf 1979, 311)

Die Autorin vermisst bei aller kategorialen Unterscheidung des Gedächtnisses das moralische Gedächtnis (Wolf 1979, 56), das einem kollektiven Vergessen entgegensteuern kann. Ein Beispiel für das moralische Gedächtnis ist die Tatsache, dass sich ihre Tochter Lenka nicht an die „Bestandteile der Ein-Gen-ein-Enzym-Hypothese“ (Wolf 1979, 530) erinnert, aber exakt daran, dass in derselben Biologiestunde, in der diese Hypothese thematisiert wird, ihre Mitschülerin eine Selektion der Alten und Kranken für einen bevorzugten Hungertod vorschlägt (ebd.). Die Erinnerungen, die an unsere Moral appellieren, bleiben uns nach Christa Wolf eher im Gedächtnis als diejenigen, die Sachwissen beinhalten.

Am Ende stellt sich die Autorin die Frage, ob „[d]as Kind, das in mir verkrochen war – [...] hervorgekommen [ist]? Oder hat es sich, aufgeschreckt, ein tieferes, unzugänglicheres Versteck gesucht?“ (Wolf 1979, 549) Die Antwort lautet „Ich weiß es nicht“ (ebd.). Aber die Autorin kann am (vorläufigen) Ende des Erinnerungsprozesses im Gegensatz zum gesamten Werk von sich selbst in der ersten Person sprechen und muss nicht mehr in der distanzierten dritten Person Zuflucht suchen. Im „Ich“ tritt die Autorin deutlicher hervor, gibt zu erkennen, dass Autorin und Kind ein und dieselbe Person sind. Die große Sehnsucht der Autorin, dass ein „Endpunkt“ erreicht wäre, „wenn zweite und dritte Person wieder in der ersten zusammenträfen, mehr noch: zusammenfielen“ (Wolf 1979, 468), scheint erfüllt, das „Spiel in und mit der zweiten und dritten Person, zum Zwecke ihrer Vereinigung“ (Wolf 1979, 216) entschieden. Allerdings ist das autobiographische Ich nur als Traumerfahrung und nur umrisshaft, bisweilen verschwommen zu erkennen: „Nachts werde ich – ob im Wachen, ob im Traum den Umriß eines Menschen sehen, der sich fließenden Übergängen unaufhörlich verwandelt.“ (Wolf 1979, 549) „Je näher uns jemand steht, um so schwieriger scheint es zu sein, Abschließendes über ihn zu sagen, das ist bekannt.“ (ebd.) Es bleibt die Einsicht in die „Grenzen des Sagbaren“ (ebd.).

13 Vgl. die Parallele zu dem Titel der 2002 erschienenen Novelle „Im Krebsgang“ von Günter Grass.

1.2 Carola Stern (1925-2006) – Schreiben als Identitätsfindung

Carola Sterns Autobiographie „Doppelleben“¹⁴ erscheint 2001¹⁵ und beginnt nach einem Eintrag aus den Tagebüchern Friedrich Hebbels¹⁶ mit folgenden Worten:

Wer bin ich? Eine, die fast so viele Namen wie Berufe hatte! (Stern 2002, II, 13)

Wer bin ich? Wer so fragt, ist sich seiner nicht sicher. Die exponierte Stellung der Frage am Anfang der Autobiographie weist auf die zentrale Bedeutung der Suche nach der eigenen Identität im Erinnerungsprozess hin. Bereits in ihren 1986 publizierten „Lebensgeschichten zweier Menschen“ mit dem Titel „In den Netzen der Erinnerung“¹⁷ ist dieses Thema in der Frage, wie sie es schaffe, „Identität zu finden“ (I, 15), präsent. Die Eingangsfrage durchzieht beide autobiographischen Erzählungen Carola Sterns wie ein roter Faden und kehrt am Ende der Autobiographie wieder (vgl. II, 13, 305). Der zweite Teil der Eingangssequenz gibt eine vorläufige Antwort auf die Eingangsfrage: „eine, die fast so viele Namen wie Berufe hatte“ – vorläufig, weil diese Antwort unmittelbar weitere Fragen evoziert: zum einen die Frage nach den Gründen der Vielzahl von Namen und Berufen, zum anderen die Frage, ob es sich um eine freie Wahl oder eine unvermeidliche, von außen auferlegte Notwendigkeit handelt. Sind es Spitznamen, Pseudonyme oder in verschiedenen Ehen bedingte Namenswechsel? Die Formulierung „so viele Namen wie Berufe“ unterstreicht die im ersten Satz zum Ausdruck gebrachte Bedeutung der Identitätsfrage und offenbart zugleich das verschärfte Problem einer Identitätsfindung.

Das erzählende Ich wird am 14. November 1925 als Erika Assmus in Ahlbeck geboren, von ihrer Mutter immer „Eka“ (gesamtes erstes Werk; II, 13), von ihren Freundinnen häufig „Akire“ (II, 15) gerufen und legt sich selber nach ihrer Flucht aus der ehemaligen DDR im Berlin der fünfziger Jahre das Pseudonym „Carola Stern“ (II, 13) zu.

Anlass zur Erinnerung ist der mit dem Beginn des Altwerdens aufgetretene Zweifel, „ob es ihr gelungen sei, ihr Ich zu finden, eine eigene Haut und einen eigenen Lebensort, eigene Urteile und Wertmaßstäbe, etwas Unverwechselbares, nach dem der Mensch sich sehnt“ (I, 14f.).

Das erste autobiographische Werk, das ihre in Abgrenzung von ihrem Ehemann, Heinz Zöger, entstandenen Lebenserinnerungen beinhaltet, ist mit Ausnahme des kurzen Epilogs im Wesentlichen auf die Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus und die frühe Nachkriegszeit begrenzt. Ihm liegt die Einsicht zugrunde, dass die gesuchte Identität, die Entdeckung einer sich in allem durchhaltenden Größe – das Selbst – nur auf dem „Weg über die Erinnerung“ zu erreichen ist. Carola Sterns Erin-

14 Die Tatsache, dass es sich bei Carola Sterns Autobiographie „Doppelleben“ im Unterschied zu Christa Wolf, Günter de Bruyn und Günter Kunert nicht um eine literarische Autobiographie handelt, wurde nicht weiter berücksichtigt.

15 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Carola Stern: Doppelleben, Reinbek 2002 (wird im Folgenden zitiert: Stern II).

16 Dem Eintrag aus den Tagebüchern geht außerdem noch die Widmung an ihren Mann, Heinz Zöger, voraus („In memoriam Heinz Zöger“).

17 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Carola Stern: In den Netzen der Erinnerung. Lebensgeschichten zweier Menschen, Reinbek 112002 (wird im Folgenden zitiert: Stern I).

nerungs- und Schreibprozesse haben die Intention, dass sich die Autorin an das ihr so fremd gewordene kindliche bzw. jugendliche Ich annähert, und sind getragen von der Erkenntnis, dass „[s]olange sie sich nicht daran erinnern will, eine gläubige Hitlerjugendführerin gewesen zu sein, [...] sie sich nicht selber finden“ (I, 15) wird. Ihre Begeisterung und ihr Engagement als „Hitler-Mädchen“ (II, 256) stehen im Mittelpunkt der Erinnerungsarbeit, die begleitet wird von dem Quellenstudium in der Berliner Staatsbibliothek. Der historische Gang der Ereignisse wird mit Hilfe von Zeitungsartikeln der betreffenden Zeit rekonstruiert. Sie ist selbst erstaunt, „in welchem Ausmaß die Bevölkerung [...] über die Verfolgung informiert worden ist“ (I, 87).¹⁸ Diese Erkenntnis verringert nicht die Kluft zwischen kindlichem und erzählendem Ich, denn „[n]ichts ist so unerklärlich wie eine entschwundene Begeisterung“ (II, 256). Sie mündet aber auch nicht in eine tiefergehende Reflexion, warum das erzählende Ich trotzdem bis zuletzt die Wirklichkeit nicht wahrhaben wollte bzw. warum die Kenntnis der Situation nicht zu einer Veränderung der eigenen Haltung dem Nationalsozialisten gegenüber führte.

Auch die autobiographische Auseinandersetzung mit der Nachkriegszeit ist von dem Anspruch gekennzeichnet, die Wirklichkeit nicht zu verschleiern, sondern sie wahrheitsgetreu zu rekapitulieren. Stern schreibt, „um die Schatten, die über diesen Jahren meines Lebens liegen, aufzuhellen, auch für mich selbst; um zu berichten, wie es wirklich war“ (II, 86). Erst in ihrer Autobiographie „Doppelleben“ offenbart die Autorin, dass sie mehrere Jahre für den amerikanischen Geheimdienst tätig war und Informationen über das russische Raketeninstitut in Bleicherode preisgab, in dem sie nach Kriegsende arbeitete. Im Auftrag des Geheimdienstes begann die Autorin eine Karriere auf der Parteihochschule der SED. Das eigene Leben wird in mehrfacher Hinsicht als „Doppelleben“ erfahren:

Dies gilt erstens für ihre Mitgliedschaft und Karriere in der SED und ihre gleichzeitige Tätigkeit für den Geheimdienst. Angesichts dieses Doppellebens hat das autobiographische Schreiben auch die Intention und Funktion der Befreiung: „Wer schreibt, hört für eine Weile auf, sich selbst Gewalt anzutun, zu leugnen, zu lügen, zu verschleiern und sich zu verstellen, hört mit alledem auf [...]“ (II, 86) Aber die Erinnerungsarbeit ist nicht nur befreiend, denn die „Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit bewirkt neue, quälende Befangenheit“ (I, 152 f.). So sorgt das Studium der Akten in der SED-Parteihochschule für Entsetzen über die eigene widersprüchliche Existenz (vgl. II, 78). „Ich hatte die Erinnerung an diese Zeit versiegelt, und es ist mir schwergefallen, das Siegel wieder aufzubrechen. Denn ich bereue den Missbrauch des Vertrauens jener Menschen, die ich in der DDR schätzen lernte und die mir vertrauten. Ich weiß auch, dass ich nicht ohne Identitätsverlust davongekommen bin.“ (II, 87)

Als „Doppelleben“ werden zweitens aber auch die unterschiedlichen Lebensphasen in den beiden deutschen Staaten¹⁹ und drittens die Lebensabschnitte als Erika Assmus und als Carola Stern erfahren.

Am Ende kann die autobiographische Erzählerin die Frage, ob es ihr gelingen werde, sich „neben diese mir so fremd gewordene junge Frau zu stellen, aus der Distanz ihr Verhalten zu beobachten und ohne Selbstrechtfertigung oder Anklagen gegen

¹⁸ Vgl. auch I, 193: „Alle paar Tage wurden die Leser über Zuchthausstrafen und Todesurteile informiert.“

¹⁹ Stern flieht 1951 nach einer Denunzierung in die Bundesrepublik.

andere zu erklären“ (II, 59) und das „Leben mit seinen Fluchtbewegungen und Brüchen [...] als schöne, stimmige Einheit zu begreifen“ (II, 306), mit Ja beantworten. Mit der Erkenntnis, dass auch Erika Assmus, die ihr als „Hitlerküken“, als Führerin der Ahlbecker Jungmädels, als amerikanische Agentin auf der SED-Parteihochschule „längst fremd geworden ist“ (II, 306), Teil ihrer Identität ist und nicht nur das ersehnte und in der zweiten Lebenshälfte realisierte „stimmige, erfüllte Dasein ohne Dissonanzen, Brüche“ (II, 307), ist das ursprüngliche Ziel des autobiographischen Schreibens erreicht. Die Erfahrung eines Doppellebens bleibt zwar, aber durch ihren – bis zuletzt unsicheren – Umgang mit der Vergangenheit lernt sie „Ich‘ zu sagen“ (II, 308). Am Ende steht das Gefühl, mit sich und der Vergangenheit ins Reine gekommen zu sein.

1.3 Günter de Bruyn (*1926) – Schreiben als wahrhaftiges Auskunftgeben

Günter de Bruyns erster Teil seiner Autobiographie „Zwischenbilanz“ erscheint 1992²⁰ und beginnt mit folgenden Worten:

Mit achtzig gedenke ich, Bilanz über mein Leben zu ziehen; die Zwischenbilanz, die ich mit sechzig beginne, soll eine Vorübung sein: ein Training im Ich-Sagen, im Auskunftgeben ohne Verhüllung durch Fiktion. (de Bruyn 1997, 7)

Bereits in den ersten Zeilen wird klar, dass die folgende Auseinandersetzung des autobiographischen Ichs mit sich selbst nur Dienstfunktion hat: eine „Vorübung“, die von der Kindheit und Jugend de Bruyns in Berlin zwischen dem Ende der zwanziger Jahre und dem Beginn der fünfziger Jahre erzählt und zu der eigentlichen Bilanz über das ganze Leben erst befähigt. Diese soll im Alter von 80 Jahren erscheinen, wird jedoch bereits zehn Jahre früher als angekündigt unter dem Titel „Vierzig Jahre“²¹ veröffentlicht. Sie reflektiert die Lebensjahre zwischen Gründung und Ende der DDR und nicht, wie angekündigt, das ganze Leben, sondern nur die Zeitspanne zwischen dem 22. und 63. Geburtstag des erzählenden Ich. Der konkrete Schreib Anlass der hier thematisierten „Zwischenbilanz“ ist der 60. Geburtstag, Symbol des Momentes, in dem der „Selberlebensbeschreiber [...] ein gewisses, meist höheres Alter erreicht hat“ (de Bruyn 1995, 35). Warum er darüber hinaus genau zu diesem Zeitpunkt sein Schreiben beginnt, ist nicht genau rekonstruierbar.

Warum aber bedarf es einer „Vorübung“? Muss das Erinnern erlernt werden? Wie hat man sich die Vorübung vorzustellen? Die Frage nach dem Inhalt der Übung beantwortet de Bruyn selbst: das Ich-Sagen. Entscheidende Voraussetzung des autobiographischen Erzählens ist es, sich nicht als Objekt zu sehen und der eigenen Geschichte distanziert und teilnahmslos zuzuschauen, sondern sich als Subjekt in der Geschichte wahrzunehmen. Verschiedene Beispiele zeigen, dass das erzählende Ich das Ich-Sagen wirklich erlernen muss. So scheitert eine erste Fassung der Zwischenbilanz daran, dass die Lebensbeschreibung mit historischen Miniaturen zu Bücherverbrennung, ‚Reichskristallnacht‘ oder der Niederschlagung des Aufstandes der

20 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Günter de Bruyn: Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin, Frankfurt am Main 1997 (wird im Folgenden zitiert: de Bruyn I).

21 Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Günter de Bruyn: Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht, Frankfurt am Main 1996 (wird im Folgenden zitiert: de Bruyn II).

Offiziere am 20. Juli ergänzt wurde. Was „lehrhaft“ wirkte, ließ einen falschen Eindruck vom Wissens- und Erlebnishorizont des Kindes entstehen und trennte das Ich von der Geschichte (vgl. de Bruyn 1995, 48 ff.). Da aber „das Wesen der Autobiographie darin besteht, die Vergangenheit des eigenen Lebens von der Gegenwart her zu betrachten, sozusagen also Selbstgeschichtsschreibung zu betreiben, ist die Zeitbezogenheit nötig; sie gehört unmittelbar zur Sache, wie auch die Subjektivität. Wenn es möglich wäre, das eigne Leben wie das eines anderen zu betrachten und zu beschreiben, verfehlte der Autobiograph seine Aufgabe“ (de Bruyn 1995, 61 f.).

Aber gerade die Situationen, die eine große Differenz zwischen erzählendem und erzähltem Ich offenbaren und daher mit einer quälenden Peinlichkeit (vgl. de Bruyn I, 199) für das erzählende Ich verbunden sind, verleiten dazu, den für die Selbstdarstellung geltenden „Grundsatz der Schonungslosigkeit“ (de Bruyn 1995, 58) zu missachten und von sich in der dritten Person, scheinbar als von einem anderen zu sprechen. So reflektiert de Bruyn in „Zwischenbilanz“ seine während der Kinderlandverschickung entstandenen Tagebucheinträge. In ihnen erkennt er seine Angepasstheit zu Kinderzeiten, die ihn veranlasst, von sich als dem „Tagebuchschreiber“ in der dritten Person zu sprechen bzw. sich mit Nachnamen zu nennen.²² So findet sich in seinem Tagebuch beispielhaft folgende Passage: Ein anderer Junge wird „von *de Bruyn* bewundert. Schriftlich aber schlug *de Bruyn* sich auf die Seite der Mehrheit. Er bemühte sich um Anpassung und verbarg deren Ursache: seine ständige Angst“ (I, 111; Hervorh. d. Verf.; vgl. auch I, 109 f.). Die Tatsache, dass dies geschieht, ist für den Autor Ausdruck eines im Ich-Sagen nicht ausreichend trainierten erzählenden Ichs. Aber „[a]uch wer sich vornimmt, sein eigenes Leben wie das eines anderen beschreiben zu wollen, ist der Subjektivität ausgeliefert, und wer von sich in der dritten Person redet, [...] gewinnt nur den Schein von Objektivität“ (de Bruyn 1995, 33).

Die Wortwahl des Trainierens und Übens in den ersten Zeilen der Autobiographie deutet bereits die Anstrengung an, die mit dem Erinnerungsprozess verbunden ist. Dieser ist Teil der Selbsterforschung, Selbstvergewisserung und Selbsterklärung des autobiographischen Ichs und stellt das erste und wichtigste Antriebsmoment seines Erzählens dar: „Es ist der Versuch, mich über mich selbst aufzuklären, Grundlinien meines Lebens zu finden, mir auf die Frage zu antworten, wer eigentlich ich sei.“ (de Bruyn 1995, 19)

Mit dem zweiten Lernfeld, dem „Auskunftgeben ohne Verhüllung durch Fiktion“, ist ein weniger selbstorientiertes Antriebsmoment autobiographischer Reflexion benannt. Das Ich erfährt sich als Gegenüber eines Anderen, dem es Auskunft geben will oder das Auskunft beansprucht, ohne dass dieses Gegenüber näher bestimmt würde. Es „ist der Chronist im Schreiber, der sich hier regt“ (de Bruyn 1995, 19) und Geschichte aber nicht distanziert als objektive Abfolge von Ereignissen darstellt, sondern „das Ich in die historischen Geschehnisse einzuordnen, es aus ihnen zu erklären, durch sie vielleicht auch bewerten zu können“ (de Bruyn 1995, 19 f.) versucht. Es ist keineswegs nebensächlich, wenn de Bruyn an anderer Stelle Goethes „Wahrheit und Dichtung“ zitiert, um „die Hauptaufgabe der [Auto-]Biographie“ darin zu sehen, „den

22 Vgl. auch Günter de Bruyn I, 200. Er erkennt seine „mangelnde Offenheit“ und sein „falsches Spiel“ in den Briefen an seine Jugendliebe Ilse. Er hat sich vor der politisch engagierten, selbstbewussten Ilse und vor ihren Gesinnungsgenossen als ein entschiedener Nazigegner und Wandervogel ausgegeben, ohne es in Wirklichkeit zu sein. In der „Zwischenbilanz“ bezeichnet er sich distanzierend als „Schreiber“.

Menschen in seinen Verhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet“ (de Bruyn 1995, 34) hat. Diese „Geschichtsschreibung von unten“ (de Bruyn 1995, 20) beabsichtigt, Erfahrungen zu tradieren und so dem Vergessen zu wehren. Sie ist motiviert durch die schockierenden Kriegserlebnisse de Bruyns. Das erzählende Ich hofft, ihrer „Herr zu werden“ (I, 310), um sich seinen „Kriegsschock“, wie es heißt, „von der Seele zu schreiben“ (I, 365).

„Das Glück, überlebt zu haben, verpflichtete [...], auch wahrheitsgetreu Bericht darüber zu geben, wie es gewesen war“ (de Bruyn 1995, 15). In dieser Verpflichtung begründet sich auch der Anspruch de Bruyns auf die ganze „Wahrheit über das Schreibende und beschriebene Ich“ (de Bruyn 1995, 32).

In den letzten Worten des Eingangssatzes schließlich, der Aufforderung, nicht durch Fiktion zu verhüllen, kommt das dritte Antriebsmoment des autobiographischen Schreibens zur Sprache, das de Bruyn in der Herausforderung und dem Reiz sieht, ein „Erzählwerk aus bloßen Tatsachen“ unter „Verzicht auf Fiktionen“ (de Bruyn 1995, 20) zu schaffen.

Beides, die Verpflichtung zur ganzen Wahrheit wie auch Beschränkung auf die bloßen Tatsachen, erfordern die Sensibilität und Aufmerksamkeit für die Unfähigkeit der Erinnerung, „Geschehenes gegenwärtig zu machen, für absichtsvolle Auslassungen, für Selbsttäuschungen und gekonnte Unehrllichkeit“ (de Bruyn 1995, 42). Die eigene Erinnerungsarbeit muss immer von Skepsis, ja sogar Misstrauen gegenüber der eigenen Erinnerung begleitet sein, muss die ständige Kontrolle durch andere Dokumente beinhalten. Äußerst differenziert nennt de Bruyn in beiden Teilen seiner Autobiographie die verschiedensten Quellen seiner Erinnerung. Immer wieder werden eigene Erinnerungen durch Briefe und andere Dokumente korrigiert, wenn diese weniger zweifelhaft sind. Zwei Beispiele sollen dies verdeutlichen. Das erste Beispiel, die erinnernde Rekonstruktion der frühesten Kindheit, offenbart das Zusammenspiel unterschiedlichster Quellen:

Diese Erinnerungen an die Erinnerungen meiner Mutter sind natürlich eine fragwürdige Geschichtsquelle. Die grobe Periodisierung: vor dem Krieg, im Krieg, nach dem Krieg, ersetzte die Jahreszahlen, und mit wachsendem Lebensalter wuchs bei der Erzählerin auch die Vergoldungstendenz. Trotzdem lässt sich auf diese Überlieferung bauen; denn nie widerspricht sie dem Dokument, das ich über diese Frühzeit besitze: dem Familienstammbuch, das am Hochzeitstag, dem 18. Oktober 1911, ausgestellt wurde, und das mir, da mein Vater neben Geburt und Tod auch andere Familienergebnisse dort notiert hatte, ein zuverlässiges Gerüst von Daten und Fakten gibt. Bis 1915 ist es die einzige Quelle; über die Jahre danach berichtet ein seltsamer Briefwechsel, der 1919 endet, wenn das ersehnte Familienleben beginnt. Das folgende Jahrzehnt ist arm an Briefen, aber nicht an Bildern. Denn mein Vater fotografierte, und die Fotos, die häufig betrachtet und den Jüngeren erläutert wurden, festigten unsere familienhistorische Kenntnis. Sie irritieren aber auch mein Erinnern. Lange habe ich eine Fahrt im Kindersportwagen, den meine Schwester schiebt, für meine früheste Erinnerung gehalten, bis nach Jahrzehnten ein entsprechendes Foto Zweifel in mir erweckte, ob mein Gedächtnis nicht vielleicht das Abbild für die Wirklichkeit nimmt. (I, 8)

Fotos, Briefe, Erinnerungen der anderen Familienmitglieder, später dann Tagebücher und vor allem die Akten der Staatssicherheit sind Quellen der Erinnerungsarbeit. Das zweite Beispiel ist der zweiten autobiographischen Erzählung „Vierzig Jahre“ entnommen und betrifft das Verhältnis de Bruyns zum Staatssicherheitsdienst der DDR. Dieser versuchte Mitte der siebziger Jahre Günter de Bruyn zur Mitarbeit zu gewinnen. Die trügerischen Methoden des Staatssicherheitsdienstes, die bis zur Brieffälschung reichten, ließen de Bruyn aus Angst in ein Gespräch einwilligen, bevor er sich weiteren Unterredungen verweigerte. In seiner Erinnerung lagen zwischen den Belästigungen der Stasimitarbeiter und seiner Verweigerung nur wenige Wochen. Achtzehn Jahre später, als de Bruyn die Stasiakten einsehen darf, muss de Bruyn mit Schrecken feststellen, dass der Zeitraum zwischen dem ersten Kontakt und Verweigerung nicht zwei Wochen betrug, sondern zwei Jahre und die Stasi-Mitarbeiter zudem mehr erfahren, als sich das erzählende Ich lange Zeit zugestand. Die Lektüre der Akten, „mit klopfendem Herzen und Schweißausbrüchen“ (II, 192), lässt den verdrängenden und beschönigenden Charakter der Erinnerung offenkundig werden:

Auch bei wiederholter Lektüre kommen Angst und Scham wieder, und es quält mich das Misstrauen in mein Erinnerungsvermögen, das offensichtlich in den inzwischen vergangenen Jahren schönfärbend und entlastend tätig gewesen war. [...] In meiner Erinnerung hatte ich mich standhafter verhalten, und das endgültige Nein hatte ich früher gesagt (II, 192). [...] Ich war mir untreu geworden aus Angst. (II, 198)

Aber es gibt nicht nur die Korrektur der Erinnerung. Es gibt auch Widersprüche, die sich nicht auflösen lassen. Sie werden weder vertuscht noch gewaltsam aufgelöst, sondern werden stengelassen und mit Erklärungen versehen (vgl. de Bruyn 1995, 44). Letzteres gilt auch für die Situationen, die sich in der Erinnerung nicht rekonstruieren lassen, sondern die Grenzen des Erinnerbaren aufzeigen:

An Stiefel erinnere ich mich, an die eignen, die, weil sie nicht passten, die Füße mit Wunden bedeckten, und an die eines Vorgesetzten, die dicht vor mir waren, während ich, in der Hand eine Bürste, auf den Steinfliesen des Kasernenhofes kniete, in der Nase den Gestank nach Lysol. Auch das Geräusch, das mit Nägeln beschlagene Stiefel auf diesen Steinfliesen machten, wenn man von Trillerpfeifen gejagt auf den Kasernenhof rannte, ist mir im Ohr geblieben; und meine Zunge bewahrt noch den Geschmack angefaulter Kartoffeln; sonst aber herrscht Erinnerungsleere: kein Name, kein Gespräch, kein Gesicht. (I, 208)

1.4 Günter Kunert (*1929) – Schreiben als Spurensuche wider das Vergessen

Günter Kunerts autobiographischen Erinnerungen „Erwachsenenspiele“ erscheinen 1997²³ und beginnen nach einer Textstelle von Montaigne mit folgenden Worten:²⁴

²³ Ich zitiere in meinem Beitrag aus folgender Ausgabe: Günter Kunert: *Erwachsenenspiele. Erinnerungen*, München ³2003.

²⁴ Die Erinnerungen sind seiner Ehefrau Marianne gewidmet.

Der Bücherschrank steht im Wohnzimmer. Oben auf dem Schrank hockt ein Indianer, das Gewehr im Anschlag. (Kunert³ 2003, 9)

Der Bücherschrank im Wohnzimmer, dem Mittelpunkt familiären Lebens, verdeutlicht die zentrale Stellung des Buches in der Familie des autobiographischen Ich. Ob diese hohe Affinität zu Büchern in der Zugehörigkeit zum Bildungsmilieu begründet ist, bleibt jedoch offen. Die Erwähnung des Bücherschranks unmittelbar am Anfang des Buches offenbart darüber hinaus die besondere Bedeutung des Buches für den Autor, der – wie später zu erfahren ist – „unaufhörlich schmökert und alles Gedruckte in sich hineinfrißt“ (18). Lesen ist jedoch nicht nur leibhaftiges Geschehen, sondern Möglichkeit, die verhasste Realität hinter sich zu lassen. Dieses Motiv, dass ihm die Lektüre hilft, sein Leben zu ertragen, kehrt immer wieder (vgl. 30, 35, 78). Während des Lesens verschwindet die Gegenwart „hinter den Fenstern“ (30), taucht das autobiographische Ich in die Welt der Phantasie ab. Diese verkörpert der Indianer auf dem Schrank. „Oben auf dem Schrank“ ist er dem gewöhnlichen Blickfeld entrückt, ist nicht Gegenstand des alltäglichen Geschehens, sondern überragt es. Der „Indianer“ hat ein „Gewehr im Anschlag“ und erwartet in regloser Stellung die nicht weiter definierten sich heranschleichenden Feinde. Doch die Erwartungshaltung entspricht nicht der tatsächlichen Bedrohungslage: Das „auf hundert Meter“ (9) Entfernung eingestellte Visier taugt nicht dazu, die im Privaten lauerten oder schon in unmittelbare Nähe gekommenen Feinde zu orten.

Am Ende des ersten Absatzes erfährt der Leser, dass Indianer und Erzähler identisch sind: „Der Indianer bin ich.“ (9) Es ist nicht zu beantworten, ob es sich „nur“ um die heldenhafte Phantasie eines Knaben handelt, ein harmloses Spiel, oder ob bereits am Anfang der Autobiographie die reale Bedrohung des autobiographischen Ich angedeutet wird, die dann im weiteren Verlauf konkretisiert wird. Angesichts der umfassenden existentiellen Bedrohung des autobiographischen Ich erst durch die Nationalsozialisten, später durch die Staatssicherheit der ehemaligen DDR ist die zweite Deutung durchaus plausibel. Prägt zunächst die allgegenwärtige Gefahr, als Nichtarier im Dritten Reich deportiert zu werden, den familiären Alltag, ist es später die Machtausübung des Staatsapparates der DDR, ihre Observations- und Abhörmaßnahmen, die Unterwanderung des engen Freundes- und Bekanntenkreises und die vielfältigen Einschüchterungsversuche, die den Feind in unmittelbarster Nähe vermuten und real gegenwärtig sein lässt.

Weder Anlass noch Grund dieser „Expedition in die Vergangenheit“ (5) werden ausführlich thematisiert. In Rahmen der Schilderung verschiedener Erinnerungen blitzt vereinzelt der Grund des Schreibens auf: es ist ein Anschreiben gegen das Vergessen (vgl. 244). „Ich will ja, dass unvergessen sei, was an den Schandplätzen Menschen von Menschen angetan worden ist.“ (299)

Das autobiographische Ich versteht sich als „obskurer Archäologe, spezialisiert auf die fragwürdigen Spuren der Opfer deutscher Geschichte“ (315). Selbst Überlebender, aber doch Opfer beider deutscher Diktaturen, sucht er Zuflucht bei den „Toten, bei denen man sich aufgehoben fühlt“ (244). Kunert verliert im Dritten Reich einen großen Teil seiner Familie mütterlicherseits in den Konzentrationslagern. Seine „Zuneigung“ gilt den ihm „zeitlich Ferngerückten ebenso wie den vom Nazismus Verhöhnnten und Herabgewürdigten“ (35).

Das Aufsuchen von Orten, die biographisch von großer Bedeutung für das autobiographische Ich sind, ist entscheidender Teil seiner Existenz als „Spurensucher“ (33). Seine Suche gilt dem Elternhaus, in dem er aufgewachsen ist und das im Krieg zerstört wird: „Die gesamte Bevölkerung hat sich an die Brennpunkte des Ereignisses begeben, um mich ungestört meinem Erinnern zu überlassen. [...] Mein Haus, das Haus meiner jungen Jahre, ruht noch immer als Grabhügel auf der verlorenen Zeit.“ (179)

Darüber hinaus besucht Kunert mit seiner Frau Marianne mehrere Male Theresienstadt. „Jedesmal aufs neue bei Touren in die Tschechoslowakei stiefeln wir durch den bedrückenden Ort [...] wir lassen die Unheilspitze nicht aus, ja, wir erklären sie zu unseren Zielen.“ (244). Dieser – vom autobiographischen Ich selbst als „pathologisch“ bezeichnete – „Wille, den für ewig Verschwundenen nachzuspüren“ (244), eröffnet auf Reisen nach Österreich und Holland bisweilen neue Freiheitsräume, wird er doch zum „Passierschein für die Welt jenseits der Mauer“ (244), aber ob mit dem Erinnern auch eine innere Befreiung einhergeht, scheint fraglich. So muss der Autor bei einem Besuch des ehemaligen Konzentrationslagers Theresienstadt ernüchtert feststellen, dass das Andenken an die Ermordeten keineswegs gesichert ist, sondern dass die Täter von damals ein weiteres Mal über die Opfer siegen, da deren Schicksal dem Vergessen anheim gestellt ist, so als habe es ihr Leiden und ihren Tod nie gegeben.²⁵ Die Enttäuschung und der Schmerz über diese Erkenntnis und die mangelnde Erinnerungskultur verhindern eine erneute Reise nach Theresienstadt: „Wir sind niemals wieder nach ‚Terezín‘ gefahren.“ (49 f.)

Kunert unternimmt die Reisen nicht allein, sondern zusammen mit seiner Frau Marianne, der seine Erinnerungen gewidmet sind. Ohne sie wäre die „Expedition in die Vergangenheit schon bei Beginn gescheitert“ (5), wäre er doch „nur eine Menschenhälfte, ausgestattet mit nur einem halben Gedächtnis“ (300). Das Gedächtnis des autobiographischen Ich ist explizit soziales Gedächtnis.

Die Bedeutung der Orte für den Prozess des Erinnerns tritt in den Hintergrund, wenn es im zweiten Teil der Autobiographie weniger um die Erinnerungen an die Jugend im Zweiten Weltkrieg, sondern vielmehr um die Erfahrungen des autobiographischen Ich in der ehemaligen DDR geht. Seitenlang zitiert Kunert aus den Stasiakten als der zweiten entscheidenden Erinnerungsquelle. „Wie in Briefen aus der Vergangenheit, obschon sie keineswegs an mich adressiert sind, lese ich nun, in den gestern noch geheimen Akten, wer und was ich in den Augen des Großen Bruders gewesen bin.“ (200) In Folge der ständigen staatlichen Überwachung und der mit ihr erzeugten Furcht wird Kunert depressiv und krank, bis er am 10. Oktober 1979 in die Bundesrepublik ausreisen darf. Dies schlägt sich in der Autobiographie nur unwesentlich nieder. Vielmehr erweckt der ironische, teils heitere Stil den Eindruck, dass das autobiographische Ich nicht an seiner Lebensgeschichte zerbrochen ist, sondern selbst durch äußerst tragische Ereignisse wie dem Verlust vieler Familienangehöriger, Freunde und Bekannter in Konzentrationslagern, den Kriegserfahrungen in Berlin und

25 „Es vergehen zwanzig Jahre, ehe wir, meine Frau und ich, unterwegs mit dem Auto nach Prag, von der Fernstraße abbiegen, dem Hinweisschild ‚Terezín‘ folgend. [...] Die Erschießungsmauer von Kugelschlägen übersät [...] Beim zweiten Besuch nach einigen Monaten fehlt die Glasplatte, fehlten die Stahlhalterungen. Einzig vier Bohrlöcher markieren die Stelle ausgelöschten Gedenkens. Und ich stimme Walter Benjamin heftig zu, da er schreibt: Wenn der Feind siegt, und er hat zu siegen nie aufgehört, zieht er auch die Toten aus ihren Gräbern und tötet sie noch einmal.“ (49 f.)

dem Leben in der DDR nicht gänzlich zu erschüttern ist. In dieser Haltung der Selbstbeherrschung, die nicht angeboren, sondern Ergebnis harter Anstrengung ist, begegnet dem Leser wieder die Figur des Indianers. „Selbstbeherrschung ist das Kennzeichen der Rothaut“ (12), und dass selbst bei Schwierigkeiten weitergeübt werden muss, das „verlangt die indianische Ehre!“ (13). Schon auf den ersten Seiten der Autobiographie findet sich der für die Erinnerungsarbeit des autobiographischen Ich maßgebliche Hinweis, dass „Indianer [...] durch nichts zu erschüttern“ (12) sind. Als Indianer wird man dem autobiographischen Ich zufolge nicht geboren, sondern es bedarf der Zeit und der Übung, um Indianer zu werden.

Kunert gewinnt selbst den tragischen Erlebnissen und Leidensgeschichten seines Lebens zahlreiche humorvolle Momente ab und spiegelt in seinem Schreiben die Haltung der Familienangehörigen und ihrer Bekannten wider, die der lebensbedrohlichen Situation im Dritten Reich immer wieder mit Witz und Spott begegnen: „Man agiert in einer Commedia dell'arte vor dem Hintergrund unausgesprochener Lebensgefahr.“ (50) Wie nahe tragische und komische Momente beieinander liegen, kommt auch in dem Wort „Lachtränen“ (24) zum Ausdruck, ohne dass die Gegensätzlichkeit nivelliert würde. Im Gegenteil: Das Grauen wird in seiner komischen „Verarbeitung“ erst in seiner ganzen Dimension offenkundig und scheint zugleich nur so erträglich zu sein.

Wie sich in dem Anekdotenhaften seiner Erinnerungen abzeichnet, präsentiert Kunert keine Chronologie historischer Daten. Sein Gedächtnis, so schreibt er, „reproduziert Szenen, keine Daten“ (410). Umso größere Bedeutung kommt daher den wenigen in der Autobiographie erwähnten Daten zu, wie dem des 9. November 1938 (36), als plötzlich der „deutsche Teufel“ (36) los ist, oder der genauen Angabe des ersehnten Ausreisetermins aus der ehemaligen DDR am 10. Oktober 1979 (445), um zwei Beispiele zu nennen.

Die biographischen Krisenerfahrungen werden aber weder direkt noch detailliert thematisiert, sondern durch Szenen und Rückblenden angedeutet, die das intakte, normale, fast idyllische Leben vor der Katastrophe beschreiben, aber die Zerstörung dieser Idylle bereits antizipieren, ohne sie selbst als historisches Ereignis zu konkretisieren. Dieser Kontrast offenbart erst das Ausmaß der Zerstörung und des Verlustes. Es sind Szenen einer Existenz des „Noch-nicht“, die in ihren Andeutungen bzw. gerade durch das, was sie nicht berichten, die Dramatik und Tragik zum Ausdruck bringen.

Im ersten Teil ist es die Bedrohung durch den Zweiten Weltkrieg, der Tod der Familien mütterlicherseits, der angedeutet wird: „*Noch*²⁶ sind alle vollzählig anwesend. *Noch* brät Frau Mandel [...] grüne Heringe.“ (23) „*Noch* handelt es sich um kleinere familiäre Katastrophen, die gewichtigeren stehen *noch* aus.“ (26) „*Noch* leben wir in einer Scheinnormalität.“ (26) „Eben *noch* hatten wir beieinander gesessen, Verwandte, Bekannte, Fremde. Eben *noch* gemeinsam gefeiert, trotz seelischer Belastung, fröhlich, gar überschwänglich.“ (49)

Im zweiten Teil werden die drohenden Restriktionen in der ehemaligen DDR, die Macht des DDR Staatsapparates, die ins Private hineinreicht und Angst und Isolierung auslösen wird, durch die Szenen einer „Noch“-Existenz angedeutet: „*Noch* kreuzen die innerstädtischen Verkehrsmittel ungehindert die Sektorengrenzen zwischen

26 Das kursive „Noch“ ist in den folgenden Zitaten Kunerts Hervorhebung der Verfasserin.

Ost und West“ (120), und „[p]lötzlich leben wir in zwei Städten, geteilt durch zwei Währungen. *Noch* pendelt man ja von einer Seite zur anderen.“ (131) „*Noch* lassen wir im Laden anschreiben [...] *Noch* schreibe ich Glossen [...] *Noch* steht der erste Ehekrach aus. [...] *Noch* sind die Grenzen offen. [...] *Noch* sind wir optimistisch.“ (171) „Eben *noch* überreicht man mir [...] den Heinrich-Mann-Preis [...] eben *noch* darf ich gemeinsam mit Johannes Bobrowski einer Einladung des ‚Komma-Clubs‘ in München folgen.“ (246) „*Noch* vor der Abfahrt beunruhigen, ja beängstigen mich Gerüchte über ideologische Verbrechen Kunerts. [...] Und schon wenden sich die ersten Vertrauten von uns ab.“ (246) „Es dauert eine Weile bis ich merke, dass wir an Pest, Cholera und Typhus zugleich erkrankt sein müssen. Niemand grüßt uns, niemand [...] sucht uns auf [...] Sogar das Telefon ist verstummt.“ (269)

Die bisweilen detaillierte Beschreibung der verschiedenen Szenen kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Gedächtnis bezüglich einzelner Situationen auch völlig versagt. Dies gilt beispielsweise für die letzten Tage in der DDR im Jahre 1979, von denen das autobiographische Ich „Nichts, kein Erinnern, kein Bild“ (443) im Gedächtnis bewahrt hat.

2. Versuch eines Generationenporträts

Christian Graf von Krockow schreibt: „Ich gehöre – Jahrgang 1927 – zur sogenannten Flakhelfergeneration. Sie war alt genug, um den Krieg, die Macht und den Fall des Dritten Reiches bewusst mitzuerleben; sie war jung genug, um neu anzufangen.“ (1979, 205)

Alt genug, den Krieg, die Macht und den Fall des Dritten Reiches miterlebt zu haben, und jung genug, um etwas Neues zu beginnen, sind auch Christa Wolf, Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert. Wenn im Folgenden die Frage, ob es darüber hinaus weitere Aspekte gibt, die diese Angehörigen der Generationslagerung der um 1920 Geborenen miteinander teilen, beantwortet werden soll, so geschieht dies auf der Grundlage des Mannheimschen Konzepts von Generationslagerung, Generationenzusammenhang und Generationseinheit.

Lässt sich bei den vier Autoren über die Zugehörigkeit zu einer Generationslagerung hinaus etwas Gemeinsames oder, mit Mannheim gesprochen, ein „einheitliches Reagieren, ein im verwandten Sinne geformtes Mitschwingen und Gestalten“ (Mannheim 1964, 547) der Individuen einer Lagerung konstatieren? Erweisen sich die generationalen Erfahrungen als wichtige und tragfähige Prägung, die sich auf das ganze Leben auswirken? (vgl. Herbert 2003).

Für Jan Assmann gibt es ein „Generationen-Gedächtnis“ (Assmann ⁴2002, 50), einen typischen Fall des kommunikativen Gedächtnisses, das Erinnerungen umfasst, „die sich auf die rezente Vergangenheit beziehen. Es sind dies Erinnerungen, die der Mensch mit seinen Zeitgenossen teilt“ (Jan Assmann ⁴2002, 50). Der Begriff kommunikatives Gedächtnis verweist darauf, dass Erinnerungen stets in Kommunikation mit anderen Menschen hergestellt und verfestigt werden. Ein kommunikatives Gedächtnis entsteht in einem Milieu „räumlicher Nähe, regelmäßiger Interaktion, gemeinsamer Lebensformen und geteilter Erfahrungen“ (Assmann/Frevert 1999, 36). Das Generationengedächtnis zeichnet sich dadurch aus, dass einer Generation eine gemeinsame „Weltauffassung und Weltbemächtigung“ (ebd., 38) unterstellt wird und sie sich als unterschiedlich von der vorhergehenden und nachfolgenden Generation erlebt.

Wenn im Folgenden die Erinnerungen der vier Autoren verglichen werden, dann geschieht dies mit der Intention, die Erinnerungen herauszuarbeiten, die die vier Zeitgenossen miteinander teilen, die sie aber auch trennen, und so die Skizze eines Generationengedächtnisses zu zeichnen. Für das hierbei entstehende Generationenporträt der um 1920 Geborenen ist es zunächst erforderlich, einige zentrale Unterschiede und Gemeinsamkeiten der autobiographischen Erinnerungsarbeit aufzuzeigen.

Christa Wolfs wie auch Carola Sterns Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend zeugen von einer Begeisterung für den Nationalsozialismus. Beide drängen sich zum Dienst in der „Hitlerjugend“, sind von der Kameradschaft mitgerissen und genießen es, zur „Elite der Nation“ (Wolf 1979, 271; vgl. Stern I, 112) zu gehören. „Allein dabeizusein macht glücklich“ (Stern I, 108), schreibt Carola Stern und beschreibt mit diesen Worten das Gefühl der beiden Autorinnen angesichts der Tatsache, zu einer großen „Gemeinschaft junger Idealisten“ dazugehören zu dürfen. Die Tätigkeit im Alter von zwölf Jahren als Führerinnen der Jungmädels (vgl. Wolf 1979, 263; Stern II, 30) stärkt ihr Selbstbewusstsein (vgl. Stern II, 30) und schenkt ihnen ein „gehobenes Dasein“ (Wolf 1979, 257). Die Faszination beider Autorinnen für den BDM begründet sich auch in der Möglichkeit, tradierte Grenzen des Elternhauses zu überschreiten und außerfamiliäre Identifikationsangebote wahrzunehmen.

Carola Stern, die nichts Wichtiges versäumen will, „selber miterleben [will], wie das deutsche Volk Geschichte macht“ (Stern I, 117), ist traurig darüber, dass für sie als Vierzehnjährige der Krieg nur im Rundfunk, in der Zeitung und im Kino stattfindet.

Auch Christa Wolf betont, dass sie wissen wollte, „wie man schreien und wie man sich mit allen eins fühlen konnte, wenn man den Führer sah“ (Wolf 1979, 68).

Beide setzen sich in ihren Autobiographien mit dem Faktum auseinander, dass sie nicht sagen können, nichts gewusst zu haben, weil sich vieles, was sie hätten wissen müssen, vor ihren Augen abspielte, nur dass sie es nicht sehen bzw. wahrhaben wollten. Für beide ist das Bewusstsein der Verstrickung in Schuld ein Antrieb der Selbstauseinandersetzung. Auch wenn es in diesen Zeiten „viele Stufen zwischen Wissen und Nichtwissen“ (Wolf 1979, 267) gab, gibt es in den autobiographischen Erinnerungen der beiden Frauen viele Hinweise auf konkretes Wissen. So liest z.B. Nelly Jordan im „Schwarzen Korps“ vom „Lebensborn“ (Wolf 1979, 302 f.), hört Ausdrücke, wie „dass die Russen im Männerlager [...] wie die Fliegen [starben]“ (Wolf 1979, 98), aber sie stellt „sich taub und unwissend“ (ebd.). „Auf einmal wirst du wissen, dass man wusste. Auf einmal wird die Wand zu einem der gut versiegelten Hohlräume des Gedächtnisses einbrechen. Wortfetzen, gemurmelte Sätze, ein Blick, denen nicht erlaubt war, sich zu einem Vorgang zusammenzufügen, den man hätte verstehen müssen. Wie die Fliegen.“ (ebd.)

Auch Carola Stern, deren HJ-Dienststelle über den Diensträumen der Geheimen Staatspolizei liegt, hört häufig Schmerzensschreie und erfährt, dass die Menschen, die nicht aussagen wollen, an einen Stuhl gebunden und mit Lederpeitschen geschlagen werden. „Zu spät“, so Carola Stern, erkennt sie, „dass man Folter nicht beschwichtigen darf. Als ihre Menschlichkeit zum erstenmal erprobt wird, da versagt sie. Statt an Erkenntnis zu gewinnen, verliert sie an Gesicht.“ (Stern I, 201)

Beide wissen von den Übergriffen auf Juden, erleben die Zerstörung einer Synagoge mit und zeigen ähnliche Gefühlsreaktionen auf dieses Ereignis: „Um ein Haar“, schreibt Wolf, „wäre Nelly eine unpassende Empfindung unterlaufen: Mitgefühl“,

doch man wurde bereits in jungen Jahren gezwungen, „Mitgefühl mit Schwachen und Unterlegenen in Hass, in Angst umzumünzen“ (Wolf 1979, 219). Carola Stern wagt auf die Frage, ob sich an den „Orten des Verbrechens kein Gran Betroffenheit gemischt“ hat, nicht zu antworten (Stern I, 121). Später heißt es: „Empfanden wir Mitleid, Scham, Entsetzen? Nichts von alledem.“ (Stern II, 29)

Beide müssen sich schmerzhaft eingestehen, so lange keine Zweifel gegen die nationalsozialistische Propaganda gehegt zu haben. Noch auf der Flucht glaubt Nelly Jordan an den Endsieg (Wolf 1979, 398). Christa Wolf fasst ihr Verhalten mit den Worten zusammen: „Überhören, übersehen, vernachlässigen, verleugnen, verlernen, verschwitzen, vergessen“ (ebd., 204). Wolf und Stern erfahren beide, „wie lange es dauert, bis man bereit ist, Undenkbare für möglich zu halten. [...] Es ist, als schiebe sich eine Wand zwischen ihre Beobachtungen und den Versuch, sie zu deuten“ (ebd., 374). Wolf spricht von einer „[c]hronische[n] Blindheit“ und fragt sich, [w]ie die Verhältnisse beschaffen sein müssen, die massenhaft Gewissensverlust zur Folge haben“ (ebd., 428 f.). Obwohl beide Autorinnen zur Zeit ihres Schreibens Schuld und Scham angesichts ihrer Vergangenheit empfinden, führen diese Emotionen nicht zum Schweigen oder Verdrängen, sondern sie wagen die Erinnerung, die für beide mit viel Schmerzen und Anstrengung verbunden ist.

1945 bricht für beide Autorinnen das, woran sie geglaubt haben, zusammen (vgl. Wolf 2005, 17 f.).²⁷ Was bis dahin gedacht, getan und für richtig befunden wurde, gilt plötzlich als falsch bzw. bedarf der Rechtfertigung. Nur so ist zu verstehen, warum die Identitätsfrage in beiden Autobiographien einen solchen Stellenwert hat.

Was politische Verführbarkeit, unbedingte Gläubigkeit bedeuten, hatte sie an sich selbst in der Nazizeit erfahren. Auch sie gehört zu den Kindern des 20. Jahrhunderts, die, aufgewachsen in mitten der totalitären Bewegungen seiner ersten Hälfte, verführt durch Ideologien und Ideologen, glaubenssüchtig wurden, des eigenen Denkens entwöhnt, andere für sich denken und entscheiden ließen. ‚Kinder‘ – mitgerissen von schrecklichen und schönen Weltveränderungsplänen, sich einer Elite zugehörig fühlend und zugleich fasziniert davon, Teil einer Gemeinschaft, Mitglied eines Kollektivs zu sein. Menschen in Gehäusen; des Geflechts aus Dogmen und festen Ordnungen beraubt, zynisch oder hilflos und verzweifelt. Den Rest ihres Lebens brauchen solche Kinder des Jahrhunderts, um ihre ‚Kindheit‘ zu verarbeiten. (Stern I, 11; Hervorh. d. Verf.)

Während Christa Wolf und Carola Stern im Kollektiv und Gemeinschaftsleben während des Nationalsozialismus aufgehen, betonen Günter Kunert und mehr noch Günter de Bruyn, wie ihnen das „völlige Eintauchen in den Gemeinschaftsgeist“ (de Bruyn I, 27) verwehrt bleibt. Beide Männer sind eher Einzelgänger, ihrer eigenen Beschreibung nach genaue „Beobachter“ (vgl. de Bruyn I, 241; Kunert ³2003, 49, 53) und wehren sich an vielen Stellen gegen eine „Einordnung ins Kollektiv“ (de Bruyn II, 10). Der beobachtende Gestus impliziert, sich von sich selbst wie von seiner Um-

²⁷ Auf die Bedeutung des Jahres 1945 für diese Generation verweist auch Dirk Moses (2000), der die Jahrgänge zwischen 1925 und 1935 als „45er“-Generation bezeichnet, weil sie ihre entscheidende Prägung durch den Zusammenbruch und die notwendige Neuorientierung nach 1945 erhielten.

welt zu distanzieren. Er erleichtert es beiden Männern, sich in vielen Situationen der Vereinnahmung und Unterdrückung zu entziehen.

Günter Kunerts Situation als Halbjude ist in den Jahren des Nationalsozialismus eine völlig andere. Seine Bedrohung ist die Rassenpolitik der Nationalsozialisten. Er weiß von den Nürnberger Gesetzen, auch wenn kein Gleichaltriger bislang davon gehört hat (Kunert ³2003, 21). Als „Mischling“ ausgemustert, erlebt er den Kriegsaltag in Berlin hautnah mit. Der Vater ist als „Arier“ die einzige Rückversicherung der Familie. Mutter und Sohn wissen, dass, „[s]obald der ‚arische‘, ergo schutzverleihende Partner durch Tod oder Feigheit ausscheidet, ist es mit dem Schutz vorbei“ (ebd., 69). Günter Kunert muss erleben, wie seine gesamten Freunde und Familienangehörigen mütterlicherseits in den Konzentrationslagern umkommen. Das KZ bleibt für seine Familie eine alltägliche, allgegenwärtige Bedrohung (vgl. ebd., 69).

An den Kriegsbeginn erinnert sich Günter de Bruyn kaum. Seine Eltern sind dem Nationalsozialismus gegenüber kritisch eingestellt, ebenso sein größerer Bruder Karlheinz, den Günter verehrt. Der einzige, der mit den Nationalsozialisten sympathisiert, ist sein ältester Bruder Wolfgang. Für de Bruyn bedeutet der Krieg: Kinderlandverschickung, Ernteeinsätze, Einsatz als Luftwaffenhelfer, Militär und letztlich auch Fronteinsatz. Günter de Bruyn muss in den Krieg ziehen, „als der Krieg sich [schon] gewendet hatte und wir die Uniform der sieggewohnten Armee genau in dem Moment hatten anziehen müssen, von dem an es nur noch Rückzüge gab“ (de Bruyn I, 140).

Von der Welt isoliert, dumm gehalten und mit Vorurteilen beladen, waren wir als williges Kanonenfutter aufgewachsen; aber fanatische Nazis waren wir wider Erwarten nicht geworden. Was die älteren Jahrgänge betört und begeistert hatte: das Ordnungsschaffen im Innern und das Kraftzeigen nach außen, die Sanierung der Wirtschaft und die Pracht der Fahnen und Aufmärsche, war uns selbstverständlich gewesen, das einst als erhebend empfundene Ritual lästige Pflicht [...] Hitler [...] war uns kein Retter mehr, sondern nur noch alltägliche Autorität. (de Bruyn I, 143)

Günter de Bruyn erlebt den Schrecken des Kriegsaltags und wird auf der Flucht verletzt. Von der Ermordung der Juden hört er erstmals im Lazarett (vgl. de Bruyn I, 244).

Sowohl Kunert als auch de Bruyn erleben, wie ihr Wohnhaus zerstört wird. Immer wieder besuchen sie dieses Stück verlorene Heimat, dessen Zerstörung für beide das Ende der Kindheit bedeutet (vgl. de Bruyn I, 165; Kunert ³2003, 64). Der Ort des Wohn- bzw. Elternhauses verkörpert für beide Autoren ein Gedächtnis, an dem sie als Individuen zwar teilhaben, das sie aber bei weitem übersteigt. Diese besondere Bedeutung des Wohn- und Elternhauses als Erinnerungsraum analysiert auch Aleida Assmann (2003): „An diesen Orten entschränkt sich das Gedächtnis des einzelnen in Richtung auf das der Familie; und hier verschränkt sich die Lebenssphäre des einzelnen mit jenen, die zu dieser Lebenssphäre dazugehören, aber nicht mehr da sind. An beiden Orten geht individuelle Erinnerung in einer allgemeineren Erinnerung auf.“ (299 f.) Vor diesem Hintergrund wird verständlicher, warum de Bruyn und Kunert die Orte ihrer Elternhäuser immer wieder aufsuchen.

Beide Männer erleben zum Kriegsende den plötzlichen Wesenswandel von begeisterten Nationalsozialisten, die belastendes Material vernichten und sich „neue Biogra-

phien zulegen“ (de Bruyn I, 247), während die beiden Frauen genau diesen Gesinnungswandel durchlaufen und selbst beschreiben, wie sie wichtige Dokumente ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit verschwinden lassen (vgl. Stern I, 232).

Die Autobiographien von de Bruyn und Kunert thematisieren in ihrer ersten Hälfte jeweils den Zeitraum des Zweiten Weltkrieges, in ihrer zweiten Hälfte das Leben in der DDR.

Diese Zweiteilung der Geschichte ist für beide Autoren kennzeichnend. Christa Wolf hingegen reflektiert ihr Leben in der ehemaligen DDR nicht explizit, während Carola Stern das Leben in der ehemaligen DDR nur als kurze Phase erlebt, der die wesentlich ausführlicher beschriebene Zeit nach der Flucht in die Bundesrepublik im Juni 1951 folgt.

Die beiden Männer leiden mit der Zeit zunehmend in der DDR, beschreiben die Restriktionen, die auch sie – vor allem Kunert – betreffen, und die Macht des Staatsapparates, der bis ins Private reicht. Sie erkennen beide, „[d]ass man, ohne Schaden an Geist und Seele zu nehmen, auf Dauer in diesem Zwangsklima“ (de Bruyn II, 72), in dem die Bedrohung gegenwärtig ist, nicht leben kann. Fluchtmöglichkeiten werden von beiden zunächst nicht wahrgenommen, auch wenn das Versäumnis immer wieder von Zweifeln begleitet ist. „Haben wir uns nicht bereits durch unsere Rückkehr als Idioten erwiesen?“, fragt sich Kunert, der erst 1979 nach Jahren der Krankheit und Depression nach Itzehoe ausreist (Kunert ³2003, 221; vgl. de Bruyn II, 129). Für beide männlichen Autoren wird nach der Biermann-Ausbürgerung am 16. November 1976 alles anders.²⁸ „Die üblichen Präferenzen des Alltags wechseln ihre Bedeutung und ihre Gewichtigkeit. Was mir gestern noch wesentlich vorkam, ist heute, angesichts der massiven Vergeltung des Staates gegen seine aufwieglerischen Künstler, nebensächlich geworden“ (Kunert ²2003, 383). Günter de Bruyn fragt sich, ob sein „Taktieren“, sein „Wechsel von Mitlaufen und Distanzhalten“ nun keine Überlebensstrategie mehr sein wird (vgl. de Bruyn II, 204 f.).

Schreiben ist für de Bruyn wie auch für Kunert vorrangig eine Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit – sowohl der Kriegserlebnisse wie auch dem Leben in der ehemaligen DDR –, ein Ringen um Bewältigung, in dem Bewusstsein, dass die gemachten Erfahrungen nicht abschließend zu bewältigen sind. Bei Christa Wolf wie auch bei Carola Stern steht hingegen die Suche nach eigener Identität im Vordergrund. Bei den beiden Autorinnen bildet die Identitätsfrage den Rahmen ihrer Erinnerungen, taucht am Anfang und am Schluss auf. Bei Christa Wolf bildet die Frage „Wo ist das Kind, das ich gewesen, ist es noch in mir oder fort?“ (Wolf 1979, 11) den Anfang ihrer Erinnerungen, bei Carola Stern die Frage „Wer bin ich?“ (Stern II, 13). Die Annäherung an das kindliche bzw. jugendliche Ich, die Frage, wie sie so geworden sind, wie sie heute sind, ist für beide Erinnerungen von zentraler Bedeutung. Auffallend ist in beiden Autobiographien die Aufspaltung der Persönlichkeit in mehrere Identitäten, mehrere Ichs. Christa Wolf ist es nur möglich, sich früheren Erinnerungen anzunähern, indem sie in der dritten Person schreibt bzw. erzählt. Immer wieder fragt sie sich, was aus Nelly geworden ist. Ähnlich ergeht es Carola Stern: Mit ihren unterschiedlichen Namen – Eka, Erika, Akire, Carola; Assmus, Stern – sind unterschiedliche Identitäten verbunden. „Wann ist aus Erika Assmus aus Ahlbeck, Wiesenburg, Potsdam, Kleinmachnow und Berlin endgültig Carola Stern geworden?

²⁸ Dies gilt auch für Christa Wolf, die in ihrer Autobiographie darüber aber nicht schreibt.

Woran erkennt man noch immer Erika? Was ist neu an Carola?“ (Stern II, 306) Oder: „Was wäre wohl aus Erika Assmus geworden, wäre ihr im Juni 1951 nicht die Flucht gelungen?“ (II, 307)

Brüche und Brechungen kennzeichnen die fragmentierten Identitäten beider Frauen. Beiden gemeinsam ist darüber hinaus, dass sie im Verlauf ihrer autobiographischen Erinnerungsarbeit lernen „Ich“ zu sagen bzw. ein Ich-Gefühl zu entwickeln (vgl. Stern II, 308; Wolf, 549). Für beide Frauen – ob dies ein Hinweis auf eine geschlechtsspezifische Besonderheit ist, bedarf der weiteren Analyse – ist es ein wesentliches Ziel ihrer Erinnerungsarbeit, sich selbst – und das heißt den Spuren von kindlichem, jugendlichem und erwachsenem Ich – näher gekommen zu sein.²⁹

Nach dieser Darstellung einzelner Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Autobiographien von Christa Wolf, Carola Stern, Günter de Bruyn und Günter Kunert soll es im Folgenden um den Versuch gehen, ein Generationenporträt zu erstellen und das für die Generation der um 1920 Geborenen Typische herauszustellen. „Was unsere Generation erlebt hat, wird nie wieder eine Generation erleben: in der einen Gesellschaft aufzuwachsen, erzogen, geprägt zu werden und in der anderen – in unserer – die Möglichkeit zu einer an die gesellschaftlichen Wurzeln gehenden Kritik und Selbstkritik zu haben [...] Wenn das kein widersprüchliches Kontinuum ist! Aber eben doch ein Kontinuum, denn es ist ein und derselbe Mensch, der das alles erfahren hat – aber ist er es noch? Die Stunde Null jedenfalls, die ihn zu einem anderen machte, hat es nie gegeben [...]“, schreibt Christa Wolf (1987, 792).

Die Autobiographien der vier Autoren zeigen, wie die individuellen Lebensgeschichten mit dem Ereignis des Zweiten Weltkriegs aufs engste verknüpft sind. Es ist eine Generation, die vom Krieg gezeichnet ist, unabhängig erst einmal davon, wie die einzelnen Autoren zum Nationalsozialismus eingestellt waren. Der Krieg als transzendente Erfahrung, die mit ihr verbundenen Verlusterfahrungen und die dadurch bedingten Familiengeflechte kennzeichnen diesen Generationszusammenhang.

Der Krieg wird zunächst bagatellisiert. Die Autoren wiegen sich in Sicherheit, glauben, dass ihnen nichts geschehen wird. Mit den Worten Kunerts sei dieses Gefühl, unverletzbar zu sein, exemplarisch für alle vier autobiographischen Erinnerungen beschrieben: „[I]ch selber habe ja nichts zu befürchten, dessen bin ich mir ganz sicher. Auf mich haben die da oben es nicht abgesehen. Im Gegenteil. Was sie aus ihren Maschinen über den Dächern abladen, gilt nicht mir und kann mich somithin auch nicht treffen. Ich unterliege ja nicht dem Strafgericht. [...] in der festen, obgleich unsinnigen Überzeugung, meines unfreiwilligen Außenseitertums halber ‚bombensicher‘ zu sein, betrachte ich die Luftangriffe als erregende Unterbrechung des Alltags“ (Kunert 2003, 46; vgl. auch de Bruyn I, 135ff., 192ff.; Stern I, 161ff.; Wolf, 408: „Gefühl ihrer Unverwundbarkeit“; 427).

Dieser Glaube, unverletzbar zu sein, findet schnell sein Ende, als alle vier Autoren die Erfahrung machen müssen, vom Tode bedroht zu sein.³⁰ Vor dem Hintergrund

29 Auch wenn die Annäherung an das kindliche bzw. jugendliche Ich beiden Autorinnen gemeinsam ist, scheint Carola Stern eher an ein „Ende“ ihrer Auseinandersetzung gekommen zu sein als Christa Wolf, die bis zuletzt kritischer bleibt.

30 Einige wenige Beispiele sollen diese Bedrohung verdeutlichen: Nelly Jordans Schule wird an dem Tag bombardiert, als sie und ihr Bruder Lutz wegen einer Störung im Zugverkehr fernbleiben mussten (vgl. Wolf 1979, 407). Sie muss erkennen: „Jeder Mensch, auch sie ist verletzlich“ (ebd.). Günter Kunert entkommt nur knapp einem Angriff, als er auf der Suche nach Zigarren den Bunker verlässt; diese „selbstmörderische Tour“ (Kunert 2003, 82) verschweigt er seinen Eltern. Das Geschäft des Vaters wird in

dieser existentiellen Bedrohung sehen sich alle mit der Frage konfrontiert, warum gerade sie überlebt haben. Günter de Bruyn fasst das Empfinden der Generation der um 1920 Geborenen in seiner Formulierung der „Zufälligkeit“ seines „Freiseins“ (de Bruyn I, 302) zusammen. Das Überleben, so realisieren alle vier Autoren, ist Glückssache (vgl. Kunert ³2003, 70 ff.; Stern I, 203 f.; Wolf 1979, 381 f., 407, 426f., 531). „Die Generationsgrenze“, so Christa Wolf, „liegt wohl auch – und vielleicht vor allem – diesseits und jenseits der Erfahrung, dass man vom Tode bedroht sein kann und doch nicht sterben, Verbrechen begehen oder verrückt werden muss.“ (Wolf 1979, 408) Erstaunlich ist, dass die Autoren angesichts dieser Erfahrungen kaum etwas von der Angst vor dem Tod schreiben.

Ebenso prägend für diese Generation ist die Erfahrung des Verlustes von Angehörigen, Freunden und Bekannten. Erstaunlich ist, wie auf diesen Verlust reagiert, wie mit ihm umgegangen und wie er in der autobiographischen Erinnerung verarbeitet wird. Vor allem Günter de Bruyn und Günter Kunert beklagen und betrauern den Tod ihrer Familienangehörigen kaum. Es scheint, als hätten sie verlernt, eigene Empfindungen und Emotionen auszudrücken und in Worte zu fassen.³¹ Wolf setzt diese Schwierigkeiten im Umgang mit den eigenen Gefühlen in Beziehung zu den Konventionen und Verboten einer Gesellschaft, die durch die nationalsozialistische Ideologie geprägt ist: „Vielleicht sollte wenigstens angedeutet werden, welche Schwierigkeiten ein Mensch in Sachen ›Mitgefühl‹ haben muss – auch, was das Mitgefühl mit sich selbst betrifft –, der als Kind gezwungen wurde, Mitgefühl mit Schwachen und Unter-

eine „Endzeitlandschaft“ (ebd., 75) verwandelt, und sein Vater bleibt am Leben, weil er sich irgendwie gewarnt gefühlt und das Geschäft entgegen seines sonstigen Tagesablaufes verlassen hat. Ein toter Polizist, der in einer Toreinfahrt liegt, verhindert, dass sich Günter Kunert mit seinen Eltern an diesem Ort, der sich als Aufenthaltsraum und Sichtschutz anbietet, aufhält. Kurze Zeit später bricht das Gebäude samt Toreinfahrt in sich zusammen (vgl. ebd., 76). Nur einen Meter neben Günter de Bruyn schlägt eine Granate ein. Er wirft den nie benutzen Karabiner weg, ist bewusstlos und hat eine schwere Kopfverletzung, die nicht nur zum Schock, sondern zum Sprach- und Schreibverlust führt. Es reißen sich viele Zufälle aneinander, die de Bruyn auf seiner Flucht schließlich in das ersehnte Berlin bringen.

- 31 Als Günter de Bruyn vom Tod seines Vaters erfährt, befindet er sich im Kinderlandverschickungslager. Für die sieben Tage im Februar 1941 findet sich kein Eintrag, sondern nur eine telegraphische Postanweisung von Wolfgang, seinem Bruder: „Papa tot, komme sofort, D-Zug. Wolfgang“ (de Bruyn I, 109). Ausgelassen im Tagebuch wie aber auch in seiner Autobiographie sind seine eigene Verzweiflung und die der Mutter und der Geschwister, ihre Trauer, aber auch die „Begegnung“ mit dem toten, im Sarg liegenden Vater (vgl. de Bruyn I, 109). Die Nachricht über den Tod des Bruders Wolfgang durch einen Bauchschuss, die am 9.12.1941 – im selben Jahr, in dem sein Vater stirbt – bei ihnen eintrifft, lässt sie trotzdem Weihnachten feiern. „Diszipliniert wie wir waren, fand die Feier unter dem Weihnachtsbaum trotzdem statt. Karlheinz, der nun an Vaters Stelle getreten war, las das vertraute zweite Lukas-Kapitel, und seine Stimme stockte auch beim ‚Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen‘ nicht“ (de Bruyn I, 120). Auch dass Karlheinz, sein ältester Bruder, den de Bruyn bewundert, der großen Einfluss auf ihn hat und der noch heute in Träumen immer wieder zurückkehrt, um 1944, nachdem er an die Front nach Frankreich beordert wurde, spurlos verschwindet, wird trotz der hohen emotionalen Bindung zwischen den beiden Brüdern recht nüchtern erzählt. Ähnliches ließe sich für Günter Kunert beschreiben, der seinen Großvater David Israel Warschauer, seinen Onkel Kurt Israel Warschauer und dessen Frau Cilly, seinen Cousin Henry Caro, seine angeheiratete Cousine Gerda Caro und viele jüdische Freunde und Bekannte in Konzentrationslagern verliert. Aber Kunert – ganz der „Indianer“ – ist bereits in „Selbstbeherrschung“ geübt (Kunert ³2003, 9, 12). Das Bild der Mutter Kunerts, die nach Kriegsende jeden Abend auf dem Balkon steht und auf ihren Vater, ihren Bruder, die Schwägerin, die Cousins und Cousins, Verwandte und Bekannte wartet, bleibt selbst bei flüchtiger Lektüre im Gedächtnis des Lesers verhaften. „Irgendwer, so glaubt sie, muss doch auftauchen“ (Kunert ³2003, 97).

legen in Hass, in Angst umzumünzen; dies nur, um auf Spätfolgen früherer Geschehnisse hinzuweisen [...].“ (Wolf 1979, 219)

An dieser Haltung der „Klag- und Selbstlosigkeit“ (de Bruyn I, 127) wird aber auch der Einfluss der starken, anwesenden Mütter deutlich, die an diesen Verlusten nicht zerbrechen und deshalb auch ihren Kindern nicht erlauben, daran zu zerbrechen. Jenes Pflichtbewusstsein, „das [...] auch in schlechten Lagen zum Aushalten zwang, haben wir wohl in erster Linie unserer preußischen Mutter zu verdanken, die ihre Grundsätze zwar nie klar formulierte, uns aber ein Beispiel gab. [...] Jammern nützt nichts! [...] Pflichterfüllung, gleichgültig wo, wofür und warum, hatte ihren Wert in sich selbst; jedes Aufgeben war Niederlage, das die Selbstachtung kostete. [...] Wir Kinder rebellierten manchmal gegen diese Maximen, richteten uns aber nach ihnen“ (de Bruyn I, 127 f.; vgl. auch de Bruyn I, 297; II, 7).³² Der Verlust wird tabuisiert, aus der alltäglichen Kommunikation verbannt. (vgl. Kunert ³2003, 97)

In allen vier Autobiographien sind die Mütter die dominanten Personen, während die Väter eher blass und zurückhaltend erscheinen. So ist beispielsweise die Mutter von Günter Kunert von Beginn an eine Schlüsselfigur seiner Erinnerungen.³³ Sie ist es, die von der Geburt Kunerts an von seiner „Genialität“ überzeugt ist und den „Rest der Familie diesem festen Glauben [unterwirft]“ (Kunert ³2003, 9).³⁴ Typisch für diese Generation beschreibt Kunert seinen Vater als einen geduldigen, zurückhaltenden, aber verschlossenen Menschen, der selten wahrnimmt, was um ihn herum vorgeht, und in Kunerts Beschreibungen der „resoluten, temperamentvollen Mutter meist wehrlos ausgeliefert“ (Kunert ³2003, 105) ist. „Sein Innenleben ist mir ein Rätsel. Ein introvertierter Mensch kommt heim [...] Sein Dasein spielt sich in seinen Träumen ab,

32 Auch Christa Wolf, die in ihren eigenen Worten das meiste von ihrer Mutter Charlotte geerbt hat (vgl. Wolf 1979, 205), nennt als wichtigste Erziehungsbotschaft ihrer Mutter, dass man sich „zusammennehmen“ (ebd., 83) muss. „Das ist es, was jeder Mensch lernen muss, sonst ist er kein Mensch, sagt die Mutter. Man muss sich doch beherrschen können.“ (ebd., 83) Und auch das Frauenbild, das in den Erinnerungen Carola Sterns dominiert, ist das der starken Heesters (Stern I, 250). Von Emerentia, der Urmutter, und deren Urenkelinnen, den Heesters, hat sie „ihre mit Rührseligkeit durchsetzte Härte“ (Stern I, 29), die „Zähigkeit“ (Stern I, 249), den Willen, auch das Schwerste durchzustehen, nicht aufzugeben und ihr Pflichtbewusstsein geerbt.

33 Kunert, ganz „Erbteil“ (Kunert ³2003, 109) seiner Mutter, beschreibt viele Stellen, wo seine Mutter hinter ihm steht, ihm den Rücken stärkt, aber sie ist es auch, die ihm nach nächtlichen Exkursionen Vorwürfe machen darf. „Vorwürfe, Ermahnungen, Tränen. Stoisch ertrage ich solche Viertelstunden. Ich verstehe die Ursache ihrer Ängste und will sie doch nicht wahrhaben.“ (ebd., 103)

34 Auch in den anderen vier autobiographischen Erinnerungen kommt der Figur der Mutter eine hohe Bedeutung zu. Die Mutter Günter de Bruyns ist es, die ihre familialen Erinnerungen an Günter weitergibt. In den Nachkriegsjahren sorgt sie für die überlebenden Familienmitglieder. Nicht umsonst beginnt sein zweiter Band mit einer Charakterbeschreibung seiner Mutter: „Meiner Mutter war es gegeben, sich im Unglück immer ein noch größeres vorstellen zu können.“ (de Bruyn II, 7) Noch bis in die Gegenwart lebt seine Mutter mit ihren Redensarten in seinen Träumen weiter (vgl. de Bruyn II, 188). Charlotte Jordan, die Mutter von Christa Wolf, ist ebenfalls eine dominante, starke – aber auch grenzüberschreitende – Persönlichkeit, die alles von ihrer Tochter wissen will und immer wieder beteuert, dass ihre Tochter für sie „durchsichtig wie eine Fensterscheibe“ (Wolf 1979, 82) ist. Sie ist es, die das Tagebuch ihrer Tochter liest und es schließlich verbrennt (vgl. ebd., 307 f.). Die Mutter übernimmt die emotionale Beziehungsarbeit, der Vater spricht mit den Kindern meist „kindertümelnd und nicht über ernsthafte Gegenstände“ (ebd., 252), kümmert sich wenig um das „Seelenheil seiner Tochter“ (ebd., 286 f.). Auch für Carola Stern, die vaterlos aufwächst, ist die Mutter ihre zentrale Vertrauens- und Bezugsperson. Die Mutter liebt „Eka“ abgöttisch, sorgt unermüdlich und aufopfernd für sie: „Bis zuletzt lebt sie für Ottos Tochter, ihre Eka, das geliebte Mädchen.“ (Stern I, 250)

aus denen die triste und eintönige Wirklichkeit verbannt ist.“ (Kunert ³2003, 109; vgl. de Bruyn I, 22; Wolf 254, 286 f.)

Ein weiteres Spezifikum der Generation der um 1920 Geborenen ist, dass sie immer wieder von Angehörigen nachfolgender Generationen angefragt wird, um über ihre politischen Einstellungen insbesondere gegenüber dem Nationalsozialismus Auskunft zu geben sowie um von den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs zu berichten. Prototypisch wird dies in Wolfs „Kindheitsmuster“ im intergenerationalen Austausch zwischen dem erzählenden Ich und Tochter Lenka dargestellt, die „verstehst und nicht verstehst“ (Wolf 1979, 255). Dieser Dialog, der von einem konsequenten Bemühen zeugt, sich ehrlich auszutauschen, in dem die Autorin um Verstehen ihrer Erinnerungen und damit ihrer Vergangenheit ringt, verdeutlicht aber auch, wie schwierig das „Auskunftgeben“³⁵ sein kann. Christa Wolfs Wunsch, ihrer Tochter Lenka die Wohnungen sämtlicher Verwandter zu zeigen, endet in einem „Fehlschlag“ (ebd., 42): „Ermüdung, Unlust, Langeweile. Familienschwung, sagte Lenka. Sie gab sich einfach keine Mühe, die Übersicht zu behalten.“ (ebd., 42) „Wen interessieren diese Leute?“ (ebd., 43) Lenkas „Versuche, sich in dieses Kind [gemeint ist Nelly, Anm. v. Verf.] hineinzudenken, müssen fehlschlagen“ (ebd., 140). „Dass wir das alles verstehen sollen. Ich jedenfalls, sagte Lenka, ich versteh es nicht.“ (ebd., 244) Lenka, die das Wort „deutsch“ aus ihrem Wortschatz verloren hat und für die Heimat kein Wort ist, bei dem man sich etwas denken kann (vgl. ebd., 166), will vielmehr wissen, „wie man ‚danach‘ weiterleben kann“ (ebd., 244). Warum, so fragt Lenka, ging kein einziger aus dem Flüchtlingstreck auf die fast verhungerten Menschen zu, warum rief niemand ihnen auch nur ein Wort zu oder hielt an? (vgl. ebd., 435)

Es ist aber nicht nur das Angefragt-Werden durch die jüngere Generation, das diese Generation der um 1920 Geborenen auszeichnet, es ist auch das eigene Interesse am „Auskunftgeben“ (de Bruyn I, 7), der Wunsch, sich zu erklären – vor sich selbst und gegenüber anderen. Eine Textstelle aus „Kindheitsmuster“ soll dies exemplarisch zum Ausdruck bringen:

[W]er war denn eigentlich dieser Chrustschow! [fragt Lenka] Ein nicht gelinder Schrecken fuhr dir in die Glieder, und es wurde dir klar, dass gewisse Pflichten keinen Aufschub mehr dulden, unter ihnen die Pflicht, anzudeuten, was mit uns geschehen ist. Es wird uns nicht gelingen, zu erklären, warum es so und nicht anders gekommen ist, doch sollten wir nicht davor zurückscheuen, wenigstens die Vorarbeiten für künftige Erklärungen zu leisten. (Wolf 1979, 200)

Ein Teil dieser Vorarbeiten ist das Wiederaufsuchen der Orte, die biographisch für die Autorinnen und Autoren bedeutsam sind. In allen vier ausgewählten Autobiographien spielt dies als Initiationsmoment von Erinnerung bzw. als Erinnerungshilfe eine wichtige Rolle. Diese Orte, die über ein Gedächtnis verfügen, das weit über das der Menschen hinausreicht, bewahren und beglaubigen somit auch über Phasen kollektiven Vergessens hinweg ein Gedächtnis und werden damit zu Trägern der Erinnerung (vgl.

35 Bewusst ist hier der Hinweis auf Günter de Bruyns Eingangssequenz gewählt, der verdeutlicht, dass es beim biographischen Erinnern häufig darum geht, sich einem Anderen, einem Gegenüber zu erklären.

Aleida Assmann 2003).³⁶ Darüber hinaus gewinnt die stete korrigierende Konfrontation eigener Erinnerungen mit anderen Dokumenten, alten Zeitschriften, Tagebüchern, Briefen, Fotos und Stasiakten an Bedeutung. Die Autorinnen und Autoren thematisieren und problematisieren in ihren Autobiographien immer wieder die Sprache als Medium der Vermittlung menschlicher Erfahrung und die Unzulänglichkeit, die Wirklichkeit in Sprache zu fassen. Christa Wolf spricht von „Sprach-Unmächtigkeit“ (Wolf 1979, 208), und Günter de Bruyn schreibt: „Der Illusion, mit der Sprache alles ausdrücken zu können, bin ich später noch oft erlegen, aber nie so radikal, wie damals bei ihrem Verlust.“ (de Bruyn I, 237)

Alle vier Autoren stellen sich – wenn auch sicherlich in unterschiedlicher Intensität³⁷ – mit Ehrlichkeit dem „Kreuzverhör“ (Wolf 1979, 11), leisten authentische Erinnerungsarbeit im Bezug zum eigenen Ich und suchen immer wieder nach Antworten auf die Frage, wie sie so werden konnten, wie sie heute sind. (ebd., 284) Dass sich diese Generation bei der Beantwortung dieser Frage immer auch jener anderen Frage stellen muss, die der befreite KZ-Häftling in Wolfs „Kindheitsmuster“ stellvertretend für all die anderen Opfer des Nationalsozialismus zum Ausdruck bringt, darf nicht verschwiegen werden: „Wo habt ihr bloß alle gelebt?“ (ebd., 59, 445)

LITERATUR

- Assmann, Aleida (2003): *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München (1. Auflage 1999).
- Assmann, Aleida und Ute Frevert (1999): *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Über den Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart.
- Assmann, Jan (⁴2002): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München (1. Auflage 1992).
- Augustinus, Aurelius (1987): *Bekenntnisse*. Eingeleitet, übers. und erl. von Joseph Bernhart. Mit einem Vorwort von Ernst Ludwig Grasmück. *Confessiones*, Frankfurt/M.
- Bernold, Monika (1993): Anfänge. Zur Selbstverortung in der populären Autobiographik, in: *Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag*. Jg. 1, Heft 1, Köln/Weimar/Wien, 5-24.
- Bernold, Monika (1994): Darstellungsmuster des Anfangs. Spuren geschlechtsspezifischer Identitätsbildung in Eröffnungserzählungen geschriebener Lebensgeschichten, in: Mary Jo Maynes, Margarete Grandner und David Good (Hg.): *Frauen in Österreich. Beiträge zu ihrer Situation im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien.
- Bude, Heinz (1987): *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation*, Frankfurt/M.
- Chen, Linhua (1991): *Autobiographie als Lebenserfahrung und Fiktion: Untersuchungen zu den Erinnerungen an die Kindheit im Faschismus von Christa Wolf, Nicolaus Sombart und Eva Zeller*, Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris.
- De Bruyn, Günter (1995): *Das erzählte Ich. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie*, Frankfurt/M.
- De Bruyn, Günter (1996): *Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht*, Frankfurt/M. (wird zitiert: de Bruyn II).

36 Dass nicht nur der Ort die Erinnerung reaktiviert, sondern ebenso die Erinnerung den Ort, darauf hat Aleida Assmann (2003) in ihrer Habilitationsschrift „*Erinnerungsräume*“ mehrfach verwiesen.

37 Christa Wolf ist sicherlich die Autorin, die den mühsamen Prozess des Kreuzverhörs mit sich selbst, die Arbeit, Vergangenes und häufig auch Vergessenes, Sprachunmächtiges wiederzuerinnern und in Worte zu fassen, am detailliertesten nachzeichnet und auch die Widersprüche bei der Erinnerungsarbeit, ihre Selbstzweifel akribisch zulässt und zu beschreiben versucht.

- De Bruyn, Günter (1997): Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin, Frankfurt/M. (1. Auflage 1992; wird zitiert: de Bruyn I).
- Faulkner, William (1962): *Wilde Palmen*, Frankfurt/M.
- Grass, Günter (2001): Ich erinnere mich ... , in: Günter Grass, Czesław Miłosz, Wisława Szymborska und Tomas Venclova: *Die Zukunft der Erinnerung*, hg. v. Martin Wälde, Göttingen, 27-34.
- Grass, Günter (2006a): Interview mit Günter Grass „Warum ich nach sechzig Jahren mein Schweigen breche“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 186, 12.08.2006, 33, 35.
- Grass, Günter (2006b): *Beim Häuten der Zwiebel*, Göttingen.
- Herbert, Ulrich (2003): Drei politische Generationen im 20. Jahrhundert, in: *Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien* 58, *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, hg. v. Jürgen Reulecke, München, 95-114.
- Klönne, Arno (1995): *Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner*, München.
- Krockow, Christian Graf von (1979): Das Missverhältnis der Erfahrungen – Versuch zu einem Dialog, in: Claus Richter (Hg.): *Die überflüssige Generation. Jugend zwischen Apathie und Aggression*, Königstein/Ts.
- Kunert, Günter (³2003): *Erwachsenenspiele. Erinnerungen*, München (1. Auflage 1999).
- Lessing, Helmut (1984): *Kriegskinder*, Frankfurt/M.
- Lorenz, Hilke (2003): *Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation*, Berlin.
- Mannheim, Karl (1928/29): Das Problem der Generationen, in: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie*, 7. Jg., 157-185; 309-330 (Wiederabdruck in *Wissenssoziologie* [1964], 509-565).
- Moses, Dirk (2000): Die 45er. Eine Generation zwischen Faschismus und Demokratie, in: *Die neue Sammlung* 40, 211-232.
- Preuß-Lausitz, Ulf, Peter Büchner und Marina Fischer-Kowalski (1983): *Kriegskinder. Konsumkinder. Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg*, Weinheim.
- Rosenthal, Gabriele (1986): *Die Hitlerjugend-Generation*, Essen.
- Rosenthal, Gabriele und Wolfram Fischer-Rosenthal (2000): Analyse narrativ-biographischer Interviews, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung*, Reinbek, 456-468.
- Schelsky, Helmut (1963): *Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend*, Düsseldorf/Köln.
- Schörken, Rolf (1984): *Luftwaffenhelfer und Drittes Reich. Die Entstehung eines politischen Bewusstseins*, Stuttgart.
- Segebrecht, Wulf (²1998): Über Anfänge von Autobiographien und ihre Leser (1969), in: Günter Niggel (Hg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, Darmstadt.
- Stern, Carola (¹2002): In den Netzen der Erinnerung. Lebensgeschichten zweier Menschen, Reinbek (1. Auflage 1986; wird zitiert: Stern I).
- Stern, Carola (2002): *Doppelleben*, Reinbek (1. Auflage 2001; wird zitiert: Stern II).
- Viollet, Catherine (1989): Nachdenken über Pronomina. Zur Entstehung von Christa Wolfs „Kindheitsmuster“, in: Christa Wolf. *Ein Arbeitsbuch*, hg. v. A. Drescher, Berlin/Weimar, 101-113.
- Wagner-Egelhaaf, Marina (2000): *Autobiographie*, Stuttgart/Weimar.
- Wolf, Christa 1979: *Kindheitsmuster*, Frankfurt am Main/Wien/Zürich: Büchergilde Gutenberg (erste Auflage: 1976).
- Wolf, Christa (1987): Subjektive Authentizität. Gespräch mit Hans Kaufmann, in: Dies.: *Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959-1985*, Darmstadt/Neuwied, 773-805.

- Wolf, Christa (1987): Erfahrungsmuster. Diskussion zu ‚Kindheitsmuster‘, in: Dies.: Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959-1985, Darmstadt/Neuwied, 806-843.
- Wolf, Christa (2005): Interview mit Christa Wolf „Bei mir dauert alles sehr lange“, in: Die Zeit, Nr. 40, 29. September 2005, 17-20.
- Zinnecker, Jürgen (2003): Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text, in: Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 58, Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, hg. v. Jürgen Reulecke, München, 33-58.